Ausgabe №8 / Jg. 8 papierlosezeitung.ch Mai 2016

PAPIERLOSE ZEITUNG

ICH BLEIBE
DU BLEIBST
WIR BLEIBEN

MIGRATIONSPOLITIK SCHWEIZ
- Black Lives Matter ..... S. 3
- Asylregime und Widerstand ..... S. 6
- Wohnsituation von Sans Papiers .... S. 7
- Wir und die Schweiz ..... S. 8
- Integrationsdiskussion ..... S. 10
- Interview mit Mamadou Dabo ... S. 14
- Revolution der Tradition ..... S. 16

FLUCHTGRÜNDE
- Sagen, was falsch ist ..... S. 17
- Türkei und Kurdistan ..... S. 18
- Eritrea, Land ohne Menschen ..... S. 20
- Politisches System im Iran ..... S. 21
- Frauen in Afghanistan ..... S. 22

FESTUNG EUROPA
- Balkanroute ..... S. 24
- Fluchtgeschichte ..... S. 26

PHILOSOPHIE
- Interview mit Achille Mbembe ... S. 28
- Wie können wir gerecht sein? ..... S. 30

ASZ
- Unsere Küche ..... S. 31
- Charta von Lampedusa ..... S. 32

VOM SMARTPHONE ZUM SWIMMING POOL

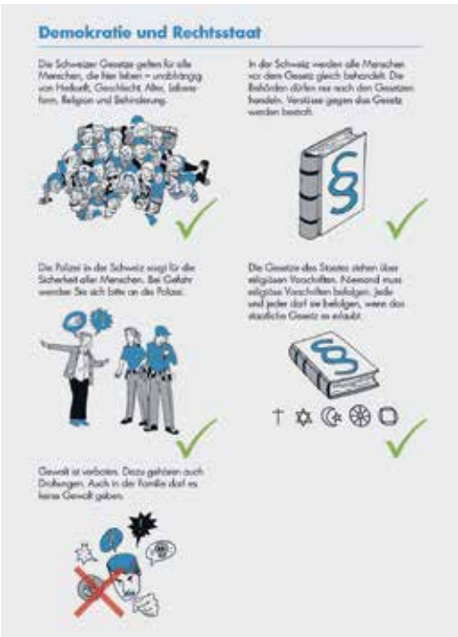
Unter dem Vorwand, ein «gutes Zusammenleben» zu organisieren, werden Geflüchtete tagtäglich mit Vorschriften, Kontrollen auf öffentlichen Plätzen und roten Linien konfrontiert, die voller Hass und Fremdenfeindlichkeit sind: Sie sprechen ihnen die Vernunft per se ab und isolieren sie nur zusätzlich. Es gäbe auch andere Möglichkeiten.

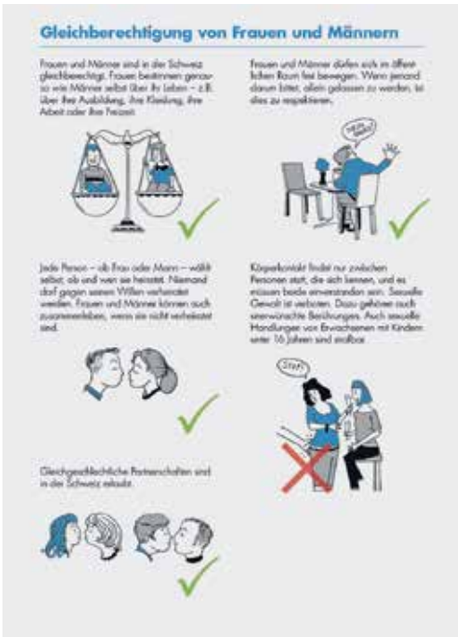
Kaveh Karimi, freier Journalist
Übersetzung aus dem Englischen von Sharon Saameli

«Wieviel kostet das?» ist fast überall in Westeuropa eine normale Frage, wenn du als Geflüchtete*r ein Smartphone besitzt. Natürlich: Nicht genügend zu Essen oder keinen sicheren Unterschlupf in den Ländern des mittleren Ostens zu haben, ist keine gute Antwort auf diese Frage. Dabei ist das Smartphone auf der Reise mit Schmugglern nach Westeuropa wie ein Führer, der die Richtung und den Weg weist. Dieser Logik gemäss, und nur wenige Monate bevor Hunderttausende von Asylsuchenden nach Europa kamen, begannen verschiedene Länder, ihnen ihr Geld, Gold und andere wertvolle Dinge wegzunehmen.

Ich denke, das ist das Hauptargument: Wie kannst du dir diese wertvollen Dinge leisten, aber nicht in deinem Heimatland bleiben? Als Asylsuchende*r hast du keine gute Antwort auf diese Frage. Du kannst ihnen nicht erklären, dass sie eine unlogische Sicht auf die ankommenden Flüchtlinge haben, obwohl sie jeden Tag die Nachrichten über Krieg aus dem Mittleren Osten hören und sehen… Währenddessen wurden im Schatten dieses Denkens und dieser Propaganda viele Vorschriften gegen die gesellschaftliche Teilhabe von Geflüchteten aufgestellt.

► *Seite 2*





«Gewalt ist verboten»: Dieser Flyer des Kantons Luzern erklärt Asylsuchenden, was sie über die Schweiz noch nicht wissen.

Dazu gehört die Anwesenheit auf öffentlichen Plätzen und Sportanlagen, in Partyräumen oder Badeanstalten.

Was ist mit den Ereignissen in Köln?

Auf der Makroebene ist die Propaganda nach «Köln» ein weiterer Faktor, um mehr Gesetze gegen Geflüchtete zu legitimieren, und um sie eher als Vergewaltiger zu betrachten als alle anderen europäischen Bürger. Im Fall einer Vergewaltigung ist wahrscheinlich, dass Geflüchtete sofort die Hauptverdächtigen wären.

Ich habe kein Interesse daran, darüber zu sprechen, dass westliche Tourist*innen und Armeeangehörige während ihrer Missionen auf der ganzen Welt Jugendliche vergewaltigen, noch will ich einen Vergleich zwischen diesen verschiedenen Fällen ziehen. Doch sie könnten die Grundlage für einige Gedanken sein, bevor die Ereignisse in Köln weiter beurteilt werden. Ein mögliches Thema wäre auch – gestützt auf meine Erfahrungen als Geflüchteter seit 2010 –, dass die meisten Geflüchteten vor allem im Sinn haben, ihre ihnen zugestandenen Rechte zu bewahren, so dass es kein vernünftiger Akt wäre, andere Menschen zu vergewaltigen… Wenn wir davon ausgehen, dass hinter den Ereignissen in Köln nicht rassistische Provokateure steckten – was für mich nicht sicher ist –, sollten die psychologischen Beratungsstellen in den Asylzentren für diese gemäss Kölner Polizei wenigen Dutzend unter den Millionen Geflüchteten verantwortlich sein.

Statt von Integrationsprojekten, der Suche nach Talenten oder einer nützlicheren Immigrationsstrategie hören die meisten der Geflüchteten jeden Tag von «roten Linien» und Ermahnungen, sich vorsichtig zu verhalten, wenn sie die Camps verlassen. Sätze wie «Trink nicht zu viel», «Fass keine Frauen an», «Sei vorsichtig an Partys» und «Sitz in Zug und Bus nicht neben Frauen» sind voller Hass und Fremdenfeindlichkeit. Solche Hinweise attackieren Geflüchtete. Ich denke nicht, dass sie mit guten Hintergedanken geäussert werden.

Die männlichen Geflüchteten von den Frauen zu separieren und sie daran zu erinnern, dass sie nicht aus fortschrittlichen Ländern stammen, ist kein angebrachtes Verhalten, selbst wenn einige von ihnen später einen negativen Entscheid vom Migrationsamt erhalten. Wenn man Geflüchtete ausschliesst und den Kontakt mit ihnen so gestaltet, als wären sie Gefangene, fördert man gerade dadurch eine mehr und mehr konservative Haltung bei ihnen, weil sie nicht aktiv ihre Rechte einfordern können.

Ich denke, es sollten mehr Integrationsprojekte organisiert und die Asylzentren mit den lokalen Gemeinden verbunden werden. Vor allem Studienplätze (wie etwa im neu lancierten Projekt *Offener Hörsaal* in Basel) wären ein besserer Weg, um eine gute Zukunft mit multikultureller Integration und Verantwortung in den Köpfen der Geflüchteten zu gestalten. Weder Isolation, noch Hass.

BENIMM-FLYER DES KANTONS LUZERN

Nach den Ereignissen in Köln hat der Kanton Luzern im Hinblick auf die Fasnachtszeit im Januar 2016 einen Benimm-Flyer für Geflüchtete lanciert und in den Asylzentren verteilt. Die Broschüre enthält Verhaltensregeln für ein Zusammenleben in der Schweiz. Jede Regel ist mit einem Piktogramm versehen. Es gab zahlreiche Reaktionen auf den Flyer. Bis auf einige wenige positive Stimmen sind viele der Meinung, dass er pauschalisierend ist.

Von Seiten der Autonomen Schule Zürich empfinden wir ihn als äusserst respektlos und bevormundend. Der Flyer suggeriert, dass die Verantwortlichen denken, Geflüchtete wüssten überhaupt nicht, wie ein Zusammenleben funktioniert oder wie man sich respektvoll benimmt.

Die Broschüre soll allerdings auch zukünftig in den Asylzentren eingesetzt werden. Sie ist auf der Webseite des Kantons Luzern abrufbar.

BLACK LIVES MATTER

Der Autor dieses Berichts ist dunkelhäutig. Obschon er sich noch nie etwas hat zu Schulden kommen lassen, wird er immer wieder von der Polizei kontrolliert – ein typischer Fall von «racial profiling». Nun weigert er sich, seinen Ausweis zu zeigen. Wegen Nichtbefolgens polizeilicher Anordnungen wurde ein Strafverfahren gegen ihn eingeleitet.

*Mohamed Wa Baile**

Wenn Sie meinen, Afrikaner seien Drogendealer, Araber Taschendiebe und Vergewaltiger und Muslime Terroristen, dann ist es höchste Zeit, mit Ihrem Schubladendenken aufzuräumen. Schlimmer ist es jedoch, wenn fremdenfeindliche Bilder in den Köpfen von Polizeibeamt*innen solche Haltungen sogar noch bestärken.

Es darf doch nicht sein, dass die Polizei mich als Drogendealer sieht, nur weil ich eine stark pigmentierte Haut habe. Ich pendle regelmässig früh am Morgen von Bern nach Zürich, um als Dokumentalist an der ETH zu arbeiten und damit für meine beiden Kinder sorgen zu können. Es darf doch nicht sein, dass mein Kollege, dessen Mutter Schweizerin ist und dessen Vater aus Ägypten stammt, als Taschendieb, Vergewaltiger oder Terrorist dasteht, weil er einen Bart trägt. Wie andere Schweizer*innen fährt er jeden Morgen mit dem Zug, um als Berater zu arbeiten und so für seine beiden Kinder zu sorgen.

Institutioneller Rassismus bei der Schweizer Polizei

Die Rassenstereotypisierung der dunkelhäutigen Bevölkerung durch die Verknüpfung von Aussehen und Kriminalität ist leider ein gängiges Merkmal der Polizeikultur in der Schweiz. Die Vorstellung von Stereotypen, die dunkelhäutige Menschen pauschal als potentielle Kriminelle einstufen, ist bei der Polizei so allgegenwärtig, dass manche dunkelhäutige Menschen sich extra schick mit Anzug kleiden, wenn sie aus dem Haus gehen, nur um Polizeikontrollen zu vermeiden.

Der im September 2014 veröffentlichte Länderbericht der Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz (ECRI) sowie der Bericht des *Committee on the Elimination of Racial Discrimination* (CERD) aus dem Jahr 2014 zeigen auf, dass in der schweizerischen Polizeipraxis nach wie vor «dunkelhäutige Personen aufgrund des *racial profiling* häufiger von der Polizei kontrolliert werden, einschliesslich Verhaftungen, dem Zwang sich zu entkleiden und Körperdurchsuchungen nach Drogen».

Wir leben aber in der Schweiz des 21. Jahrhunderts, wo weiss und blond nicht die einzig wahren Bilder von Schweizer Bürger*innen sind. Deswegen plädiere ich dafür, gegen Polizeikontrollen, die auf einer Kategorisierung aufgrund der Hautfarbe basieren, sowohl rechtlich als auch politisch vorzugehen – sie verstossen gegen das Diskriminierungsverbot nach Artikel 8 der Bundesverfassung.

► *Seite 4*

EDITORIAL

LIEBE LESER*INNEN

Die neue Papierlose Zeitung ist in Downtown Zürich entstanden! Dank grosser öffentlicher Unterstützung konnte die Autonome Schule Zürich (ASZ) gegen den anfänglichen Willen der Stadtregierung letzten November Räume am zentral gelegenen Sihlquai beziehen. Dort kann sie nun bis mindestens Ende August 2018 bleiben. Damit erhält ein wichtiger politischer Ort des migrantischen Zürichs den Platz, der ihm zusteht: im Zentrum der Stadt und damit der Gesellschaft.

Doch damit ist erst der Anfang gemacht: Von einem stabilen Grund aus können wir nun in der Öffentlichkeit intervenieren und für unsere Vision einer Gesellschaft einstehen, in der gemäss dem Diktum von Alain Badiou gilt: «Alle, die hier sind, sind von hier!»

Ein wichtiger Teil dieses Kampfes ist die Papierlose Zeitung. Zwar haben im Laufe des letzten Jahres immer mehr Journalist*innen in ihren Berichten Geflüchtete und deren Perspektive auf die sogenannte «Flüchtlingskrise» zu Wort kommen lassen. Es gab – auch in Mainstream-Medien – mehr Texte, in denen Geflüchtete als Individuen mit eigener Meinung und Handlungsfähigkeit auftraten und nicht auf die Rolle des stimmlosen Opfers oder des bedrohlichen Naturphänomens reduziert wurden: Welle, Lawine, Flut. Unter dem Vorwand der Objektivität, mit dem Konzept der «Forumszeitung» als Ausrede, bedienen die gleichen Medien aber weiterhin rassistische Klischees und schüren die Angst der «besorgten Bürger». Sie spielen ein perfekt an die Situation der gesellschaftlichen Polarisierung angepasstes Doppelspiel, das ihnen Klicks von links bis rechts garantiert.

Die Papierlose Zeitung ist deswegen weiterhin nötig – nötiger denn je. Wir sind nicht objektiv. Wir beziehen klar Stellung gegen Rassismus, Ausbeutung, Krieg und Unterdrückung. Hier bestimmt ein buntscheckiger Haufen mit und ohne Aufenthaltsbuchstaben gleichberechtigt über den Inhalt der Zeitung, und nicht eine auf die Interessen des schweizerischen Mainstreams ausgerichtete Chefredaktion.

Und so haben wir uns in den letzten Monaten in unseren schönen neuen Räumen am Sihlquai getroffen und in vielen Sitzungen, Gesprächen und Schulstunden eine neue Ausgabe zusammengezimmert, die enthält, was uns bewegt. Ein spezieller Fokus liegt auf der Diskussion um den Begriff der Integration: Was heisst dies heutzutage? Wie können wir zusammenleben? Wird Integration nicht sogar aktiv behindert? Sollten wir nicht besser von Zugehörigkeit oder einer «Weltfamilie» sprechen anstatt von Integration? Andere Schwerpunkte bilden Berichte über die Situation in den Herkunftsländern der Geflüchteten – mit anderen Worten: die Fluchtgründe – und die oft unerträglichen Zustände im schweizerischen Asylwesen.

Viel Spass beim Lesen!

Das Redaktionskollektiv

«Ich werde Ihnen meinen Ausweis nicht zeigen, solange Sie nur mich kontrollieren.»

Mohamed Wa Baile

«Wie heissen Sie? (Er bleibt ruhig). Wo wohnen Sie? (Er bleibt ruhig). Woher kommen Sie? (Er bleibt ruhig).»

Racial profiling muss gestoppt werden

Tabea Rai, eine Kollegin, wird anders behandelt als ihre Freund*innen. Vor zwei Jahren wurde sie beispielsweise am Hauptbahnhof vor allen Leuten von Polizist*innen grundlos herausgepickt, gestoppt und aufgefordert, sich auszuweisen. Gewaltfrei zog sie ihren Rucksack und ihre Jacke aus und übergab sie den Beamt*innen, damit sie alles durchsuchen konnten. Tabea Rai, die Sozialpädagogin ist, fragte die Polizei auf Berndeutsch, warum denn die anderen nicht kontrolliert würden. Sie bekam keine Antwort. Allerdings sagt sie: «Meine Erfahrungen, als Schweizerin wegen meiner Hautfarbe immer wieder als ‹Ausländerin› behandelt zu werden, nehme ich locker und mit Humor.»

Ein anderer Kollege, Mess Berry, wurde wie Tabea Rai wegen seiner dunklen Hautfarbe kontrolliert. Oder vielleicht wegen seiner Hip-Hop-Kleidung? «Ich habe schon Verständnis, wenn ich von der Polizei kontrolliert werde, allerdings sollte dabei mein Verhalten ausschlaggebend sein, und nicht mein Aussehen.» Eine Klage gegen die Polizist*innen konnte er nicht weiterziehen, weil er sie sich finanziell nicht leisten konnte.

Die Aussagen machen deutlich: Polizeikontrollen werden von vielen Betroffenen nicht grundsätzlich als Problem wahrgenommen. Für viele ist klar, dass die Polizei das Recht hat, Menschen anzuhalten, zu kontrollieren und die Personalien aufzunehmen. Ohne Polizeikontrollen wären die Chancen geringer, Kriminelle präventiv zu bekämpfen. Höchst problematisch ist es aber, Menschen ausschliesslich aufgrund äusserer Merkmale, die auf ihre Ethnizität hinweisen, zu kontrollieren. Das ist *racial profiling*, eine rassistische Praxis.

Seit 2015 weigere ich mich, mich auszuweisen, wenn ich als einziger aus einer Menschenmenge von der Polizei herausgepickt werde. Dies insbesondere, wenn mein Verhalten keinerlei Anlass dazu gibt, dass Beamt*innen auf mich aufmerksam werden sollten. Immer wieder werde ich von Polizeibeamt*innen gestoppt und kontrolliert, sei es auf dem Weg zur Arbeit, vor der Zentralbibliothek Bern oder vor der Kita meiner Kinder. Ich bin es leid, immer wieder ins Visier der Polizei zu geraten, ungeachtet dessen, wo ich mich aufhalte und wie ich mich verhalte. Fast alle meine Kolleg*innen mit dunkler Hautfarbe haben schon Polizeikontrollen erlebt. Demgegenüber wurden alle meine weissen Kolleg*innen nie kontrolliert, ausser wenn sie an einer Demo teilnahmen. Genau dies zeigt auf, dass *racial profiling* ein institutionelles Problem der Polizei ist, welches sie auf der Basis von rassistischen Narrativen wie Hautfarbe oder anderweitiger «nichteuropäischer» Erscheinungsmerkmale Entscheidungen treffen lässt.

Wie sollen sich Betroffene gegen die Polizeikontrollen wehren?

Wenn man in eine Polizeikontrolle geraten sollte, ist es sehr wichtig, überlegt zu handeln, sich gewaltfrei zu verhalten und anständig zu kommunizieren. Ich verhalte mich immer kooperativ, auch wenn mich die Polizei in eine Ecke stellt oder auf den Polizeiposten mitnimmt. Entwürdigende Kontrollen lasse ich auch in der Öffentlichkeit widerstandslos über mich ergehen. Dazu muss man die Hände gut sichtbar hoch halten und auch die Beine spreizen, wenn die Beamt*innen dazu Anweisung geben – das alles stillschweigend. Die einzige polizeiliche Handlung, gegen die es ganz wichtig ist zu protestieren, betrifft die Fragen nach den Personalien. Auf Fragen – «Wie heissen Sie?», «Woher kommen Sie?» oder «Wohin gehen Sie?» – sollte man nicht antworten. Einfach stumm bleiben und nichts sagen: gewaltfrei protestieren. Gewaltlosigkeit ist das Grundgerüst im Kampf gegen rassistische Polizeikontrollen.

Allerdings muss sich jeder und jede bewusst sein, dass, wer sich weigert sich auszuweisen, mit einer Busse wegen Nichtbefolgens einer polizeilichen Anordnung rechnen muss. Es ist klar, dass sich dies nicht alle Betroffenen leisten können. Es hat Konsequenzen, die Polizei kritisch zu hinterfragen, ans Gericht zu gehen und eine Busse zu bekommen. Jede und jeder sollte selber entscheiden, wie er oder sie sich verhalten möchte. Opfer von rassistischen Polizeikontrollen, die sich wehren möchten, um ihre Würde zu behalten, sollten jedoch unbedingt eine gewaltlose Strategie wählen.

Die richtige Strategie anwenden

Seit einiger Zeit arbeitet eine Gruppe von Aktivist*innen und Jurist*innen an Strategien, wie es gelingen kann, das Thema *racial profiling* ernster zu nehmen und in der Öffentlichkeit sichtbarer zu machen. Konkret versuchen wir verschiedene Ebenen anzugehen, wie zum Beispiel die Rechtsentwicklung, eine Vertiefung der Problemstellung durch Dokumentation und Sichtbarkeit, die Kritik an der institutionalisierten Nachlässigkeit der Polizei. Um diese Ziele zu erreichen, sollen folgende Massnahmen getroffen werden:

«Sie werden für diese Weigerung bestraft.»

Mohamed Wa Baile hat auf Grund seiner Erlebnisse das Theaterstück «Mohrenkopf im Weissenhof» geschrieben. Fotos von der Inszenierung des Stücks im TOJO Theater (Bern) anlässlich der Tour de Lorraine 2016.

- Strafverfahren: Einsprache von Betroffenen gegen Strafbefehle wegen Nichtbefolgens einer polizeilichen Anordnung (Verweigerung der eigenen Personalien).
- Kein Einzelfall: Es ist wichtig aufzuzeigen, dass *racial profiling* viele Menschen betrifft und kein Einzelphänomen ist.
- Institutionellen Rassismus benennen: *Racial profiling* ist kein Problem, das sich einzig auf einzelne Polizist*innen und ihre Vorurteile beschränkt. Es geht um institutionellen Rassismus, der strukturell bekämpft werden muss.
- Verwaltungsverfahren: In verwaltungsrechtlichen Verfahren soll die Polizei mit dem Vorwurf von Verstössen gegen das Diskriminierungsverbot konfrontiert werden.
- Beratung und finanzielle Unterstützung: Um strategische Rechtsverfahren durchführen zu können, werden finanzielle Mittel und beratende Unterstützung benötigt. Hierfür soll ein Solifonds aufgebaut werden.
- Mediale Berichterstattung und Dokumentation: *Racial profiling* soll deutlicher in der Öffentlichkeit thematisiert werden. Wichtig ist dabei, eine gute Balance aus Einzelfalldarstellungen und Beschreibungen von struktureller Gewalt zu finden. Hierfür braucht es sowohl gezielte Medienberichte als auch den Aufbau von Dokumentationsplattformen, die breite Informationen zu *racial profiling* zur Verfügung stellen (z.B. Humanrights.ch).
- Dialog mit der Polizei: Überlegungen zu Aus- und Weiterbildungsangeboten für die Polizei. Vorbereitung von Round Tables, Beratungen und Schulungen zum Thema *racial profiling*.
- Weiterdenken!

Wir müssen alles tun, um unsere Würde zu bewahren

Wir brauchen eine organisierte Bewegung, die das Problem des *racial profiling* behandelt. Aktivist*innen und Jurist*innen, die sich für diesen Kampf einsetzen, sind unsere Kamerad*innen. Aber ihre Unterstützung ist nur halb so gut, wenn sie nicht mit Betroffenen zusammenkommen und sich aktiv austauschen. Aufgrund unserer Betroffenheit und unserer Erfahrung sind wir, die dunkelhäutige Bevölkerung in der Schweiz, wichtige Akteur*innen, um uns gegen *racial profiling* einzusetzen.

Racial profiling wird erst richtig wahrgenommen, wenn auch Menschen mit afrikanischer Herkunft ihre Betroffenheit wahrnehmbar machen. Ohne aktiv unsere Stimme zu ergreifen, werden wir stets auf die Jammer-Position reduziert und nur zu einem Dialog eingeladen, in welchem wir unsere schlechten Erfahrungen erzählen sollen, um uns dann am Ende anzuhören, dass die Polizei grundsätzlich legitimiert ist, uns zu kontrollieren. Wir hören immer die gleichen Argumente: Viele Schwarze würden an der Zürcher Langstrasse, in der Reitschule Bern, auf dem Place de la Riponne in Lausanne, im Genfer Quartier Plainpalais oder in der Basler Elisabethenanlage mit Drogen dealen. Dies ist bisher das Kernelement der Dialoge geblieben. Das muss sich ändern.

Nein zu Schubladisierung und rassistischen Polizeikontrollen

Ja, es gibt schwarze Drogendealer*innen. Es ist aber untragbar, alle Schwarzen in einen Topf zu werfen, nur weil ein paar wenige davon Drogendealer*innen sind. Oder sind alle Weissen Rassist*innen, weil ein paar von ihnen Nazi-Anhänger*innen sind? Die Rechtfertigung der rassistischen Profilerstellung von schwarzen Menschen basiert auf wenigen Dealer*innen und sollte daher nicht toleriert werden. Ich verstehe schon, dass die Polizei in unsicheren Situationen relativ schnell reagieren und Kontrollen durchführen muss. Und mir ist auch der Artikel 215 der Schweizerischen Strafprozessordnung (StPO) bekannt. Gemäss diesem Artikel ist die Polizei ausdrücklich legitimiert, Personen anzuhalten und ihre Personalien zu erfragen und zu prüfen. Warum haben aber fast alle meiner Kolleg*innen mit dunkler Hautfarbe schon Polizeikontrollen erlebt und alle meine weissen Kolleg*innen wurden bisher so gut wie nie kontrolliert?

Wir Schwarzen müssen in dieser Thematik an vorderster Stelle kämpfen und aus der uns zugeschriebenen Opferrolle ausbrechen. Wenn wir nicht aktiv werden, wird uns niemand ernst nehmen, weder unsere weissen Kamerad*innen, noch die weisse Polizei. Wir werden als «Ärmste» und als «Drogendealer» etikettiert bleiben. Dagegen müssen wir kämpfen.

Black Lives Matter – das gilt in den USA wie auch in der Schweiz!

**Mohamed Wa Baile arbeitet an der ETH-Zürich. Er hat zwei Kinder, für welche er sich wünscht, dass sie nicht eines Tages mit dem Gefühl leben müssen, aufgrund ihres Namens, ihres Aussehens oder ihrer Religion verurteilt und diskriminiert zu werden, und dass sie die Polizei nicht bald als Gegner wahrnehmen werden. Kontakt: www.wabaile.com.*

UNSERE RECHTE KENNEN UND NICHT ABERGLÄUBISCH WERDEN

Emel und Baran Yildirim sind vor einem Jahr in die Schweiz gekommen und mittlerweile als politische Flüchtlinge anerkannt. Sie erzählen von ihren Erfahrungen im Asylsystem Schweiz, und warum es wichtig ist, Widerstand zu leisten.

Emel und Baran Yildirim
Übersetzung aus dem Türkischen
von Harika Jakob

Wir sind in der Türkei geboren und aufgewachsen. Dort ist jede oppositionelle politische Aktivität gefährlich. Du wirst ins Gefängnis gesteckt oder hast zumindest einen Gerichtsprozess am Hals. Du verlierst deinen Job oder wirst vom Studium verbannt. Du kannst auch getötet werden. Doch trotz all dieser Risiken und des enormen Drucks gibt es bei uns eine starke Widerstandskultur. Vor einigen Jahren entschieden wir uns, Teil des Widerstands zu werden. Wir erlebten Festnahmen und Polizeigewalt und mussten vor Gericht. Wir erhielten eine lebenslängliche Strafe – und entschieden uns, ins Exil zu gehen. In der Türkei laufen die Prozesse oft willkürlich ab, darum mussten wir sehr schnell flüchten. Aufgrund persönlicher Verbindungen und Recherchen im Internet wählten wir die Schweiz als Exilland.

Schweizerische «Willkommenskultur»

Nach unserer Ankunft gingen wir nach Kreuzlingen zum Empfangszentrum. Es war der erste Kontakt mit der Schweiz. Das Willkommensritual war alles andere als nett. Wir bekamen die Geringschätzung direkt zu spüren und die Angestellten machten uns klar, wer hier die Macht hat. Sie sagten uns: «Ihr seid hierher gekommen, jetzt müsst ihr euch unseren Regeln anpassen und dürft nicht aufbegehren.»

Im Empfangszentrum lebst du nach den Launen des Security-Personals. Wenn die Securities guter Laune sind, ist es ok. Haben sie schlechte Laune, kannst du nicht viel machen, denn sie werden von niemandem kontrolliert. Im Zentrum kannst du sehr oft willkürliche und rassistische Behandlungen beobachten. Das Unerträglichste im ersten Jahr waren für uns die erlebten Erniedrigungen. Beispielsweise war es in einem Asylheim verboten, Kaugummi zu kauen. Abgesehen davon, dass wir gar keine Lust auf Kaugummi hatten, war es einfach das dümmste Verbot, das wir je gesehen haben. Bei jedem Eintritt ins Zentrum wollten die Securities unsere Münder kontrollieren. Drei Monate waren wir in Kreuzlingen, danach zwei Monate in Winterthur und anschliessend wurden wir nach Richterswil geschickt. In all den Camps trafen wir die gleiche Mentalität an, aber es gibt auch Ausnahmen. Wir haben auch Betreuer*innen erlebt, die zumindest Menschlichkeit gezeigt haben. Wir hoffen, dass es noch mehr solcher Leute gibt.

Dankbarkeit für Zwangsarbeit

Wir dachten, das politische Asyl habe in der Schweiz eine politische Bedeutung und wir würden wenigstens mit Respekt behandelt. Aber unsere einjährige Praxis hat uns etwas anderes gezeigt. Einige Betreuer*innen waren sogar schlimmer, als wir es in türkischen Gefängnissen erlebt haben. Natürlich sollen alle Respekt erhalten, nicht nur die, die gemäss Asylgesetz als politische Flüchtlinge gelten. Auch Menschen, die aufgrund von Arbeitslosigkeit und Bürgerkriegen flüchten, sollen politisch und rechtlich anerkannt sein. Deswegen wollen wir keinen Unterschied nach Fluchtgründen machen. Egal, warum wir hier sind, wir werden hier alle als Parasiten betrachtet, die vom Schweizer Reichtum zehren wollen.

Hier wird gerne und oft von Integration gesprochen. In der Praxis haben wir davon nicht viel gesehen. Als wir uns für eine bessere Wohnsituation in unserem Heim eingesetzt haben und so das Recht auf Wohnen geltend machen wollten, sagte uns der Betreuer, das einzige Recht, das man mit einem N-Ausweis habe, sei, in sein Land zurückzukehren. Dieser Satz fasst die Beziehung zusammen, welche die Gemeinde zu den Flüchtlingen pflegt.

Es gibt nicht viele Möglichkeiten, auf legalem Weg sein eigenes Geld zu verdienen. Für ein Taschengeld von Fr. 7.- pro Stunde haben wir die Asylheime geputzt, Transporte für die Gemeinde erledigt, in der Altersheimküche ausgeholfen oder beim Aufbau eines Dorffestes mitgewirkt. Wir brauchten das Geld und suchten nach Möglichkeiten, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Darum akzeptierten wir die ungerechte Bezahlung. Solche Arbeitseinsätze gelten als freiwillig. Trotzdem versuchten uns die Betreuer*innen zu zwingen, wenn wir nicht arbeiten wollten. Sie versuchten uns ein schlechtes Gewissen machen, indem sie sagten: «Wir geben euch einen Platz zum Schlafen und etwas zu essen, also solltet ihr auch arbeiten.»

Zusammen einen Boden schaffen

Vielen Flüchtlingen fehlt die Praxis, für ihre Rechte zu kämpfen. Und darum kommen sie nicht, wenn man sie zu einem Kampf für ihre Rechte aufruft. Sie wissen nichts über ihre Rechte. Die Angst wird dir im Empfangszentrum vom ersten Moment an eingepflanzt. In jeder Diskussion mit den Betreuer*innen denkst du, dass das, was du sagst, eine negative Auswirkung auf dein Asylverfahren haben kann. Darum neigen Flüchtlinge dazu, alles zu akzeptieren. Sie fürchten, zurückgeschickt zu werden. Daraus entsteht ein Berg aus Angst, und es ist sehr schwierig, diesen zu überwinden.

Wir müssen das gut analysieren. Die Flüchtlinge sollen ihre Rechte kennen und nicht abergläubisch werden. Es ist unsere Aufgabe, ihr Wissen zu erweitern. Wir sollten ihnen zeigen, dass man sich kräftig fühlt, wenn man sich in einer Organisation bewegt. Es gibt bereits solche Beispiele, wir sollten sie vermehren. Dann können wir einen Boden schaffen, auf dem die Leute stehen können. Und wir Flüchtlinge sollten denken: «Ja, wir haben keine andere Möglichkeit, als hier zu bleiben und ja, wir müssen hier auch etwas erreichen. Darum sollten wir widerständig sein und für unseren Platz kämpfen.» Wenn wir das nicht schaffen, werden diejenigen, die für die Fluchtgründe verantwortlich sind, die ganze Welt lebensunwürdig machen und es wird auch keinen Ort mehr geben, wohin man flüchten kann. Darum müssen wir hier anfangen. Dieser Ort hier steht für alle Orte.

Unsere Identität als politische Flüchtlinge gibt uns eine Verantwortung. Wir wollen gegen rassistische Behandlung kämpfen und möglichst viele Leute erreichen. Der Mensch ist ein soziales und politisches Wesen. Wir haben in der Türkei so gelebt und wir wollen auch hier so leben. Gemeinsam mit anderen Flüchtlingen und Flüchtlingsfamilien bauen wir hier für uns und unser Kind eine Zukunft auf. Wir wollen die Sprache lernen und uns bilden. Wir wünschen uns und euch viel Erfolg.

SANS PAPIERS IN DER SCHWEIZ

EINGEKLEMMT ZWISCHEN GESETZ UND REALITÄT

PZ

Notunterkunft Uster: Einigen abgewiesenen Asylsuchenden wird nicht einmal eine solch dürftige Schlafgelegenheit zugestanden.

Menschen, deren Asylgesuch abgewiesen wurde, sind nirgendwo zu Hause. Das Migrationsamt sorgt systematisch dafür, dass sie keine Ruhe finden. Das geht so weit, dass ihnen Schlafplatz und Nothilfe verweigert werden.

Younes Bournane
Übersetzung: Martina Läubli

Das Migrationsamt der Stadt Zürich fällt durch seine Kreativität hinsichtlich der Strategien gegen Asylsuchende und speziell gegen *Sans Papiers* auf. Es wendet tückische Techniken an, die das Ziel haben, Asylsuchende psychisch zu beugen und dafür zu sorgen, dass sie in ihrem Leben keine Ruhe und Stabilität finden können.

Diese Technik weist mehrere Phasen auf mehreren Ebenen auf. Zum einen gibt das Migrationsamt Asylsuchenden nur acht Franken pro Tag. Das ist weniger, als man für das Leben in der Schweiz braucht. Ich will nicht länger darüber sprechen, weil die Mehrheit der Leute weiss, dass ein Leben mit nur acht Franken pro Tag eine unmögliche Herausforderung darstellt.

Zum anderen verfolgt das Migrationsamt die Strategie, abgewiesenen Asylsuchenden keinen festen Platz zum Wohnen zuzuweisen. So müssen *Sans Papiers* ihren Wohnort alle sieben Tage wechseln. Das bedeutet, dass man sich jede Woche beim Migrationsamt am Berninaplatz melden und mindestens eine Stunde warten muss. Danach muss man sich zum Sozialamt an der Schaffhauserstrasse begeben. Dort bekommt man eine Adresse für einen Schlafplatz. Eine Person ohne Papiere erlebt das jede Woche, und immer trägt sie ihr ganzes Gepäck überallhin mit.

Man kann beobachten, dass Leute, die dies erleben, aggressiv werden. Die Mehrheit von ihnen hat psychische Probleme. Ihr Seelenzustand ist einer unvorstellbaren Zerstörungskraft ausgesetzt. Diese Personen kennen den Geschmack des Schlafs nicht mehr, sie haben auf Grund der Anstrengungen des Migrationsamtes sogar die Bedeutung der Worte «Ruhe» und «Stabilität» vergessen. Diese Worte wurden aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht. Oft sind die «Zimmer der sieben Tage» voller Alkohol und Drogen. Die Menschen dort leben nicht, sie überleben – vielmehr versuchen sie, zu überleben – angesichts der traurigen Realität, auf der Flucht vor der bitteren Realität.

Und was danach passiert, ist die schockierendste Phase der Strategie des Migrationsamts: Wenn eine Person aus dem Gefängnis zurückkehrt, in welches sie wegen illegalem Aufenthalt gesteckt wurde, und dort während der Haft gearbeitet hat, was in den meisten Schweizer Gefängnissen zwecks «Wiedergutmachung» obligatorisch ist, erhält sie keine Nothilfe mehr. Sie verliert somit die acht Franken pro Tag und den Platz zum Schlafen. Das ist in mindestens sechs Fällen passiert, die dem Autor bekannt sind.

Vor kurzem habe ich einen Freund getroffen, der diese Massnahme erleben musste. Ich habe ihn gefragt, wie das passiert sei, und er hat geantwortet:

«Die Polizei hat mich direkt vor dem Asylzentrum angehalten. Ich wurde vor den Staatsanwalt geführt, welcher mich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt hat. Ich habe meine Strafe im Gefängnis Realta im Kanton Graubünden abgesessen. Als sie mich freiliessen, schickte mich der Sozialverantwortliche des Gefängnisses nach Zürich zum Migrationsamt. Ich tat, wie mir gesagt wurde. Das Migrationsamt verlangte, dass ich auch ins Sozialamt an der Schaffhauserstrasse gehe. Dort haben sie mich warm empfangen. Die Angestellte des Sozialamtes sagte: ‹Schau, ich weiss, dass du Geld hast. Du hast im Gefängnis gearbeitet. Deswegen musst du dich nun allein durchschlagen. Wir können dir weder einen Schlafplatz noch Nothilfe geben.› Sie haben mich mit aller Kraft versenkt. Ich konnte sie nicht mit meinen Rechten konfrontieren.

Danach ging ich zu einem Freund, der ebenfalls im Asylprozess ist. Ich erzählte ihm von meinem Leid. Er wollte mir helfen unter der Bedingung, dass ich spät in der Nacht zu ihm komme und früh morgens wieder verschwinde. Ich blieb mehr als eine Woche bei ihm. Ich kam jeweils gegen Mitternacht und verliess sein

► *Seite 8*

Der Kanton Zürich verweigert einigen abgewiesenen Asylsuchenden die Nothilfe

Das Zürcher Migrationsamt und das Sozialamt haben auf das im Artikel geschilderte Fallbeispiel reagiert. Grundsätzlich habe gemäss Artikel 12 in der Bundesverfassung jeder Mensch das «Recht auf Hilfe in Notlagen», sagt Marc Schmid, Sprecher des Migrationsamtes des Kantons Zürich, unabhängig vom Stand des Asylprozesses.

Für die Auszahlung der Nothilfe und die Zuweisung der Schlafplätze ist das Sozialamt zuständig. Mediensprecher Urs Grob räumt ein, dass es «tatsächlich schon Fälle von illegal in der Schweiz anwesenden Personen gegeben hat, die nach der Entlassung aus der Haft über teilweise vierstellige Geldbeträge (erwirtschaftet aus dem Entgelt für im Gefängnis verrichtete Arbeiten) verfügten, und darum keinen Anspruch auf Nothilfe geltend machen konnten.» Doch auch wenn die betroffenen Personen nach der Entlassung aus dem Gefängnis ein Entgelt haben, so haben sie trotzdem keinen Platz zum Schlafen. *Martina Läubli*

Zimmer frühmorgens. In der Nacht musste ich das Bett mit einem anderen Mann teilen.

Als ich nicht mehr konnte, kehrte ich zum Sozialamt zurück, um den Ernst meiner Lage und mein schmerzhaftes Leid zu erklären in der Hoffnung, damit jemanden bewegen zu können. Aber ich fand nur Leute, welche die Menschlichkeit hinter sich gelassen und ihr Mitgefühl verloren hatten – dabei dachte ich doch, genau dies sei die Voraussetzung, um an einem solchen Ort zu arbeiten. Zum zweiten Mal schloss mich die Frau aus. Dieses Mal sagte sie mir, dass sie, falls ich zurückkomme, die Polizei rufen werde. Und ich weiss sehr gut, dass die Polizei nicht auf der Seite der Sans Papiers *ist. So ging ich weg. Es war sehr hart.*»

Betrachten wir nun diese Situation. Wenn wir die Prozedur des Migrationsamtes logisch zu analysieren versuchen, kommen wir zu folgendem Ergebnis: Wird eine Person, die unter solchem Druck lebt und vom System kriminalisiert wird, nun nicht erst recht kriminell? Mit solchen Strategien provoziert man die Menschen und konstruiert Feinde. Wie kann man von den *Sans Papiers* etwas Gutes erwarten, nachdem man ihnen solchen Schmerz zugefügt hat? Wissenschaftlich und logisch betrachtet provoziert der Schmerz den Wunsch nach Vergeltung.

Trotz aller Anstrengungen der Asylrechtsorganisationen gibt es immer wieder neue Probleme zu entdecken, die neues Leid verursachen. Schliesslich bleiben die *Sans Papiers* eine bittere und traurige Realität. Wenn man ihre Geschichte tagtäglichen Leidens aufschreiben würde, wie Victor Hugo es in «Les Misérables» getan hat, wäre es die traurigste und unglücklichste Geschichte überhaupt.

WIR UND DIE SCHWEIZ

EIN STIMMUNGSBILD

Schreibgruppe der Autonomen Schule Zürich

Nicht nur Ausländer*innen, sondern auch viele Schweizer*innen glauben, dass die Schweiz ein sicheres, reiches und ordentliches Land ist. Allerdings stossen gerade Migrant*innen doch auf einige Probleme, wenn sie in der Schweiz leben. Arbeit und Wohnung sind die verbreitetsten Schwierigkeiten.

Durch Diskussionen in unserem Schreibkurs kamen wir auf die Idee, den alltäglichen Themenbereichen Wohnungssuche, Arbeit, soziales Umfeld, Sprache und Eindruck über die Schweiz und Zürich auf den Grund zu gehen. Wir haben dazu Leute sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Autonomen Schule Zürich interviewt. Dabei war es uns wichtig, sowohl Zugewanderte wie auch Einheimische zu befragen, um beide Sichtweisen einfliessen zu lassen. Der Artikel basiert auf je einem Grundtext einer*s Einheimischen und eines Migranten oder einer Migrantin, erweitert um Inputs von verschiedenen Leuten. So soll ein möglichst breites Stimmungsbild entstehen.

Wohnung und Arbeit

In der Stadt Zürich hat sich die Wohnungssuche in den letzten Jahren zunehmend erschwert. Günstige Wohnungen werden abgerissen oder umgebaut und dadurch teurer. Diese Gentrifizierung kann man momentan im Kreis 4 gut beobachten. Dasselbe gilt auch für die Gegend um den Limmatplatz, in unmittelbarer Nähe zur Autonomen Schule. Nachdem Wincasa Wohnungen modernisiert hat, gibt es nun teure Einzimmerwohnungen, wo vorher Familien gewohnt haben. Sogar den kleinen Dirok Market versucht man loszuwerden. Somit werden weniger gut verdienende Personen an den Stadtrand gedrängt. Gerade für Student*innen, die wegen der Nähe zur Universität in die Stadt ziehen wollen oder müssen, ist es so immens schwer geworden, eine bezahlbare Wohnung zu finden. Immerhin bietet sich für Studierende das Leben in einer Wohngemeinschaft (WG) an. Somit können die Miet- und Lebensunterhaltskosten aufgeteilt werden. Der soziale Aspekt an dieser Wohnform ist ebenfalls zu unterstreichen, denn entweder kann man mit Freunden und Freundinnen zusammenziehen oder man lernt neue Leute kennen. Zwei unserer Befragten leben aktuell in einer WG und sind sehr zufrieden damit.

Für Migrant*innen ist es nebst diesen allgemeinen Problemen noch viel schwieriger, eine Wohnung zu finden. In einem Interview wird diese Problematik deutlich: «Es ist sehr schwierig für Migranten und Migrantinnen mit vorläufiger Bewilligung. Auch bei der Wohnungssuche besteht das Problem des *racial profiling*.» Es gibt aber auch erfreuliche Beispiele, zum Beispiel das einer europäischen Migrantin, die keine grösseren Probleme hatte, eine Wohnung in Zürich zu finden, und dort nun mit ihrer Familie lebt. Was die Wohnungssuche ebenfalls erschweren kann, ist der Aufenthaltsstatus. Menschen mit ungewissem Aufenthaltsstatus wie beispielsweise N und F oder gar ohne Papiere können selbst fast keine Wohnung finden beziehungsweise sich überhaupt gar keine leisten. Es bleiben ihnen nur unmenschliche Massenunterkünfte.

Hinsichtlich der Arbeitssuche zeigt sich, dass für Ausländer*innen wohl ähnliche Probleme existieren. Zwar war keine der befragten Personen diesbezüglich mit unlösbaren Problemen konfrontiert. Dennoch sind sich alle einig, dass hier ebenfalls nach Herkunft kategorisiert wird und viele Unternehmen der Anstellung von Migrant*innen skeptisch gegenüberstehen.

Barrieren können sprachliche Probleme sein oder die mangelnde weltweite Vereinheitlichung von Ausbildungen. Dies führt dazu, dass Diplome nicht anerkannt werden und somit gut ausgebildete Leute wieder am Anfang stehen. Zudem vermuten die Interviewten auch hier ein *racial profiling*. Auch hier ist der Aufenthaltsstatus entscheidend. Arbeitgeber*innen stellen nicht gerne Leute ein, die das Land vielleicht bald wieder verlassen müssen oder keine Papiere haben.

Zusammenfassend kann man sagen, dass es für Ausländer*innen aus drei Gründen schwierig ist, in der Schweiz Arbeit und Wohnung zu finden:

1 Die Sprache ist das grösste Hindernis. Bevor man Job und Wohnung findet, muss man einigermassen gut Deutsch können.
2 Das Angebot ist zwar nicht überall beschränkt, aber für Migrant*innen gibt es sehr wenige Möglichkeiten.
3 Ein Teil der Schweizer Bevölkerung schaut Zugewanderte mit sehr kritischen Augen an. Vorurteile stehen dem Zusammenleben im Weg.

Soziales Umfeld

Nebst den notwendigen Grundbedürfnissen ist das Sozialleben für die meisten Personen wichtig: Freunde und Freundinnen, Sportvereine, Musikgruppen, Konzerte, Theater oder natürlich auch ein Engagement an der Autonomen Schule Zürich, um nur einige Beispiele zu nennen.

Das Angebot an diesen Möglichkeiten ist in der Schweiz sehr gross. Jedoch gibt es eine beachtliche Hürde in Form des finanziellen Aspektes. Eine Interviewpartnerin erinnert sich an hohe Mitgliederbeiträge in zwei Sportvereinen im Kanton Aargau. Die Schweiz und speziell Zürich sind bekanntermassen ein teures Pflaster, und das in vielerlei Hinsicht. So ist auch klar, dass die Teilnahme an gesellschaftlichen Aktivitäten eher im höheren Preissegment liegt. Wer über keine oder sehr bescheidene finanzielle Mittel verfügt, hat es folglich besonders schwer, einen Zugang zur Gesellschaft zu finden. Ein Befragter gibt an, dass es in Zürich in der Nähe der verschiedenen Gewässer viele schöne Plätze gibt, wo man Freunde treffen, reden oder spielen kann, ohne dafür bezahlen zu müssen.

Grundsätzliche Probleme für Migrant*innen scheinen hier eher nicht zu bestehen. Fast alle der von uns interviewten Personen fühlen sich absolut zugehörig zur Gesellschaft und haben ein vielfältiges soziales Umfeld. Nur eine negative Geschichte ist hier nennenswert. Einer dunkelhäutigen Person wurde einmal unterschwellig deutlich gemacht, dass sie in einem Chor nicht erwünscht sei. Glücklicherweise sind solche schlimmen Erlebnisse aus dem Bereich soziales Umfeld gemäss unseren Erfahrungen selten.

In dieser Sparte haben wir ausserdem die folgende Frage gestellt: «Wie fühlst du dich, wenn eine fremde Person neben dir im Tram sitzt?» Hier möchten wir einige Antworten kommentarlos zitieren:

– «Ganz glücklich. Vielleicht mag er/sie mich ja?»
– «Das ist für mich sehr natürlich. Ich habe vorher in Südfrankreich gelebt und bin dort beispielsweise vielen Nordafrikaner*innen begegnet.»
– «Chillig. :-) Aber normalerweise suche ich mir auch einen freien Platz, wo niemand neben mir sitzt. ;-) Unangenehm ist es mir nur, wenn jemand stinkt oder so.»
– «Nicht besonders, eigentlich.»
– «Was ist fremd?»

Sprache

Für Migrant*innen ist es von grosser Bedeutung, die deutsche Sprache zu lernen. Dies hilft bei der Lösung vieler alltäglicher Probleme und kann lebensnotwendig werden, wenn man beispielsweise in einem Krankenhaus ist. Zudem würde so der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung erleichtert. Genau diese Verbindung vermissen allerdings viele unserer Teilnehmenden. Sie schätzen die Autonome Schule sehr und lernen gerne anhand von Lehrbüchern. Sie betonen aber, dass sie sich wünschen würden, auch Brücken zu Menschen ausserhalb der Schule bauen zu können. Dies einerseits, um die Sprache im wirklichen Alltag kennenzulernen und andererseits, um das soziale Umfeld beständig zu erweitern.

Eine Teilnehmende hatte sogar eine konkrete Idee. Sie könnte sich vorstellen, Sprachtandems mit Menschen aus der Bevölkerung zu unterhalten. Dies würde bedeuten, dass sie einer Person ihre eigene Sprache näherbringt und diese ihr das Deutsch. Zudem würden zusätzliche soziale Kontakte in beide Richtungen geknüpft. Vielleicht lässt sich dies ja in irgendeiner Form realisieren? Für unsere Interviewpartner*innen ist die deutsche Sprache kein Problem (mehr). Sie sind entweder bereits damit aufgewachsen oder konnten es in Kursen lernen. Für einen Befragten sind einzig die langen Wörter im Vergleich zu seiner Sprache bis heute noch merkwürdig.

Die Schweiz und Zürich

Die befragten Personen finden die Schweiz grundsätzlich ein sehr schönes Land. Sie schätzen die kulturelle Vielfalt und auch die Natur. Weiter haben sie hier viele Freunde, und die Schweiz ist für sie ein Zuhause geworden. Es fiel auf, dass die interviewten Leute die Schweiz als Vergnügungspark sehen. So ist die Wendung «Disneyland für Erwachsene» in einem Fragebogen anzutreffen. Wer diese schöne Natur oder das Stadtleben geniessen möchte, muss sich jedoch die Eintrittskarte leisten können.

Als ganz so malerisch in jeglicher Hinsicht empfinden die Interviewten das hiesige Leben dann doch nicht. Vielen ist der Leistungsdruck ein Dorn im Auge. Gerade in Zürich – der «Metropole» der Schweiz mit viel Business –, ist dieser vorherrschend. Die Konzentration auf das Geschäftsleben hat beispielsweise auch zur Folge, dass die viel geschätzte Natur mehr und mehr durch Bauten zerstört wird. Dies stimmt die von uns befragten Personen nachdenklich. Sie haben den Eindruck, dass es in der Stadt immer weniger Orte gibt, wo man sich einfach frei bewegen kann. Sich frei zu bewegen ist auch für Migrant*innen in Zürich nicht immer einfach. In einigen Gesprächen wurde deutlich, dass vielen die Problematik der Polizeikontrollen von Ausländer*innen (*racial profiling*) auf dem Magen liegt. Der Wunsch nach mehr Toleranz und Offenheit zieht sich durch praktisch alle Interviews. Die aktuelle Schweizer Politik bewegt unsere Befragten ebenfalls. Es wird erwähnt, dass es traurig und zugleich interessant ist, zu beobachten, wie sich zur Zeit die Parteien in die Extreme begeben. Bedenklich ist vor allem, dass die SVP als klar rechte Partei so viele Wähleranteile hat. Von einer Interviewpartnerin wird die starke Rolle der Frau in der Schweiz erwähnt. Schweizer Frauen seien aufgeschlossen und stünden mitten im Leben und im Beruf. Das stimmt unsere Befragte sehr positiv.

Trotz vieler unangenehmer Situationen für Migrant*innen im Alltag, trotz schwieriger Wohnungssuche oder Polizeikontrollen, gefällt es allen Interviewpartner*innen gut in der Schweiz. Jemand sieht die Probleme auch als Chance, die Sprache schnell zu lernen und sich zu engagieren, damit Personen mit Vorurteilen keinen Grund mehr haben, ablehnend aufzutreten. Sprache ist allgemein ein zentrales Element und einige wünschen sich, über die Sprache noch mehr Kontakte zu knüpfen. Abschliessen soll unseren Artikel eine Antwort auf einem Fragebogen, die diesen eher positiven Tenor unterstreicht und ein gutes Gefühl hinterlässt:

«300%. Zürich ist mein Zuhause.»

«PASS DICH AN ODER GEH»

INTEGRATION ALS DRUCKMITTEL ODER WORÜBER WIR EIGENTLICH SPRECHEN MÜSSEN

Der Begriff Integration hat Hochkonjunktur, wenn es darum geht, das Zusammenleben von Hiergeborenen und Dazugekommenen zu gestalten: Migrant*innen und Geflüchtete haben sich in die Schweizer Gesellschaft zu integrieren. Gemeint ist im Normalfall die Anpassung an eine sogenannte «Schweizer Kultur», die – wenn überhaupt –, dann nur von einer lauten Minderheit definiert wird.

In einer Gesprächsrunde haben sich acht Aktivist*innen der ASZ mit dem Thema Integration auseinandergesetzt. Der Begriff wurde kontrovers diskutiert – allzu oft ist Integration mit Druck und Diskriminierung verbunden. Damit ein Zusammenleben auf Augenhöhe möglich ist, muss sich die Schweiz verändern, und zwar in Richtung einer Gesellschaft, an der alle gleichberechtigt teilhaben können. Ob für diesen Prozess Integration noch der passende Begriff ist, ist fraglich.

Am Gespräch teilgenommen haben: Abed, Antoinette, Bah (hauptsächlich als Übersetzer), Katharina, Martina, Sharon, Xin und Younes. Aufgezeichnet von Katharina, Martina und Sharon.

Sharon: Beginnen wir mit einer grossen Frage. Was heisst für euch Integration?

Younes: Integration bedeutet für mich, dass man etwas verlieren muss. Wenn in der Schweiz von «Integration» die Rede ist, vermittelt mir der Begriff das Gefühl, nicht ganz korrekt zu sein, nicht gut genug, um hier zu leben. Die Behörden sagen, man muss integriert sein. Dieses Wort ist seltsam. Für mich bedeutet Integration eigentlich, mit allen Menschen zusammenleben zu können. Ich frage: Warum integrieren sich die Schweizer nicht mit uns? Warum müssen nur wir uns integrieren? Bedeutet das, dass wir ihnen unterlegen sind? Denken die Schweizer*innen, dass sie über uns stehen? Als Algerien von Frankreich kolonisiert wurde, verlangte Frankreich, dass wir uns integrieren. Haben die Europäer*innen Angst vor uns? Sie sehen sich als Modell, und der Rest der Welt soll sich an dieses Modell anpassen.

Xin: Dabei spricht der Begriff Integration doch beide Seiten an: die Schweizer*innen und die Menschen, die hierher kommen. Beide Seiten müssen den inneren Willen dazu haben, sich miteinander zu integrieren. Es reicht nicht, das nur von der anderen Seite zu verlangen. Ich selbst lebe nicht als Geflüchtete hier und kann deshalb beide Seiten sehr gut verstehen. Ich verstehe, wenn die Flüchtlinge sagen: Die Schweizer*innen verlangen zu viel von uns! Und auch, wenn diese dann sagen: Sie kommen her, passen sich aber nicht gut an! Zuallererst sollten sich beide Seiten respektieren. Das wäre das Wichtigste.

Xin: «Beide Seiten müssen den inneren Willen dazu haben, sich miteinander zu integrieren. Es reicht nicht, das nur von der anderen Seite zu verlangen.»

Sharon: Was denkt ihr, wie könnte das funktionieren? Wie könnten wir über diese Grundregeln verhandeln?

Xin: Wer immer hierher kommt, sollte die Sitten, Gewohnheiten und die Kultur von hier positiv beobachten und etwas darüber lernen wollen. Sobald es heisst: «Du musst lernen!», läuft etwas falsch. Auch die «schweizerische Seite» sollte positiv beobachten und lernen wollen, welche Sitten und Gewohnheiten ihre Gäste haben.

Abed: Ich bin ein freier Mensch und wähle das Beste aus verschiedenen Kulturen – das, was zu mir passt. Ich habe keine feste Kultur. Seit 17 Jahren bin ich weg von meiner Familie, von meiner Gesellschaft. Ich denke nicht, dass die Kultur meines Herkunftslandes in jeder Hinsicht gut ist, gerade für Frauen. Aber auch hier in der Schweiz will ich nicht akzeptieren, dass jemand 100 Prozent über mich entscheidet. Es ist nicht gut, zu allem Ja zu sagen und sich selber zu vergessen.

Xin: Es gibt gewisse Dinge, die man in der Schweiz von Anfang an beachten muss: Sauberkeit, Ordnung, solche Sachen. Wer herkommt, soll nicht überall Chaos anrichten. Aber die Leute von hier sollen auch die anderen Menschen akzeptieren und tolerant sein. Was die Ordnung betrifft, sollen alle nach mehr Zivilisation streben. Das ist das Ziel der menschlichen Geschichte. Dinge, wie sie in der Silvesternacht in Köln passiert sind, sind nicht gut. Stattdessen sollen sich alle auf das gemeinsame Ziel ausrichten: die gemeinsame Zukunft. Integration ist ein Vorgang, bei dem alle zusammen nach vorne gehen, in Richtung Frieden.

Younes: Du hast über gemeinsame Werte gesprochen. Aber müssten nicht die gleichen Rechte für alle gelten, damit man gemeinsam handeln kann? Ich sehe viel Ungleichheit. Ich komme etwas vom Thema Integration ab, aber ich sehe Leute kriminell werden, weil man sie schlecht behandelt hat – auch hier in der Schweiz. Man unterstützt sie nicht, sondern bestraft sie vielfach. Man zeigt ihnen keinen Weg. Ich denke nicht nur an Diebe, sondern auch an Leute, die Terroristen werden, wie wir das etwa in Frankreich sehen.

Younes: «Man kann aus einem Menschen einen Engel oder einen Teufel machen. Es ist die Gesellschaft, welche die Schlechten und die Guten produziert.»

Sharon: Kannst du das ausführen?

Younes: Die Gesellschaft provoziert diese Entwicklung, indem die Leute allein gelassen werden, keine Arbeit haben. Die meisten, die nach Europa kommen, sind in einem heiklen Alter. Es sind junge Menschen. Man kann sie formen. Man kann aus ihnen einen Engel oder einen Teufel machen. Immer, wenn jemand schlecht behandelt wird, entsteht das Gefühl von Ungerechtigkeit. Daraus wächst der Wunsch nach Rache. In der Schweiz werden etwa die *Sans Papiers* sehr schlecht behandelt. Ich habe unter Papierlosen schon Leute getroffen, die einen Doktortitel in Kunst haben. Es ist die Gesellschaft, welche die Schlechten und die Guten produziert. Es ist die Gesellschaft, welche Kriminelle erschafft.

Martina: Die *Sans Papiers*, von denen du sprichst, sind in der Schweiz in einer speziellen Situation. Ihr Aufenthalt wird von den Behörden nicht anerkannt. Der Integrationsartikel im Ausländergesetz bezieht sich nur auf «rechtmässig anwesende» Ausländer*innen. Hier liegt das Problem. Das Gesetz macht einen Unterschied zwischen den verschiedenen Menschen. Nicht allen wird überhaupt das Recht gegeben, hier zu sein.

Sharon: Denkt ihr, es macht bei der Forderung nach Integration einen Unterschied, aus welchem Land die Dazugekommenen stammen?

Xin: Ja. Aber es hängt auch von der Situation ab, in der man in der Schweiz lebt. Ist man Flüchtling oder hat man eine Aufenthaltsbewilligung und kann ganz normal hier leben? Das macht einen grossen Unterschied.

Katharina: «Der Abwehrreflex angesichts des Fremden ist alt. Und es gibt ihn überall. Aber ich frage mich: Ist er heute nicht extremer geworden?»

Younes: Ich denke nicht, dass es darauf ankommt, woher man kommt oder ob man muslimisch oder christlich ist. Der Hauptunterschied wird zwischen Europäer*innen und Menschen aus anderen Kontinenten gemacht. Manchmal gelten die Syrer*innen als Problem, manchmal die Leute aus Tunesien, manchmal jene aus Eritrea. Das wechselt, nur die Angst bleibt dieselbe.

Katharina: Es sind immer die «Neuen», die als Problem angesehen werden. Erst kamen sie aus Italien, aus Ungarn, aus Tibet, dann aus Ex-Jugoslawien. Früher kamen wenige Menschen aus Afrika in die Schweiz, jetzt sind es viele. Es gibt immer eine nächste Angst. Ich erlebe auch, dass Leute, die früher hierhergekommen sind, etwa aus Italien, mir nun sagen: Was, du arbeitest mit Türken? Die sind ganz schlimm! Da denke ich: Du hast doch die gleiche Erfahrung gemacht, und nun reagierst du so?

Xin: Die Leute aus Shanghai finden die Leute aus Peking auch unmöglich.

Bah: Ich habe einen alten Artikel aus dem 19. Jahrhundert gelesen. Die Zürcher schrieben: Mit den Aargauern muss man aufpassen. Sie kommen und nehmen sich unser Land und unsere Frauen.

Katharina: Der Abwehrreflex ist alt. Und es gibt ihn überall. Aber ich frage mich: Ist er heute nicht extremer geworden? Younes, du hast am Anfang gesagt, dass man etwas verlieren muss, um sich zu integrieren. Ihr sagt alle, Integration bedeute, miteinander zusammenleben. Eine Gesellschaft muss sich als Ganzes entwickeln. Das Wort Integration bedeutet ursprünglich: Es erneuert sich etwas, es verändert sich, etwas wird geistig aufgefrischt. Das wäre positiv. Aber heute scheint mit Integration eher Anpassung gemeint. Deshalb lehnen wir in der Autonomen Schule den Begriff ab und sprechen lieber von Partizipation.

Younes: Ich schlage statt Integration den Begriff «Koexistenz», Zusammenleben, vor. Das passt besser.

Antoinette: Zusammenleben ist gut. Aber noch wichtiger ist der Respekt. Es ist kein schönes Gefühl, sein Land zu verlassen. Wenn du aber neu ankommst, ist es an dir, dich mit dem neuen Land vertraut zu machen. Es geht um Respekt vor deiner Umgebung und vor den anderen Menschen. Wenn du rauchst und deine Zigarettenstummel auf den Boden wirfst, ist das hier respektlos. Die Schweizer*innen werfen die Zigaretten nicht auf den Boden. Sie spucken auch nicht auf den Boden. Sie lieben ihre Umgebung, ihre Gärten … Ich habe erlebt, dass die Leute hier am Anfang auf Abwehr sind. Vielleicht haben sie Angst. Aber die Schweizer*innen sind wie Blumen. Zuerst verschlossen, aber wenn man sie respektiert öffnen sie sich. Um eine Blume musst du dich kümmern! Eine Frau, die neben dem Asylheim wohnt, hat mich zu Beginn nicht gegrüsst. Ich habe sie trotzdem immer freundlich gegrüsst. Irgendwann grüsste sie zurück, später lud sie mich nach Hause ein, wir wurden Freundinnen. Natürlich, Rassismus gibt es immer. Aber man muss trotzdem Respekt haben.

Martina: Und was hilft dir dabei, dich «um die Blumen zu kümmern»?

Antoinette: Integration bedeutet für mich auch, die Sprache schnell zu lernen. Ich kann mir nicht vorstellen, 15 Jahre in der Schweiz zu leben und kein Deutsch zu sprechen. Man muss diesen Effort leisten. Auch die Gesetze sollte man kennen: Was darf ich tun, was nicht? Was muss ich wissen, wenn ich mit der Polizei zu tun habe? Was ist, wenn ich in eine Kontrolle komme? Soll ich anhalten, fliehen, etwas sagen? Hier Bescheid zu wissen ist wichtig. Es schützt uns, wenn wir die Gesetze kennen. Und Integration heisst auch, die Kultur der Schweiz ein bisschen zu kennen. Wenn du alles ignorierst, endest du damit, dass du Dinge tust, die niemand versteht. Einmal ging ich in einem Dorf spazieren, da traf ich ein Kind mit seinen Eltern. Ich war wohl die erste Schwarze, die es je gesehen hatte. Das Kind reagierte ängstlich. Das verletzte mich nicht, denn es war ja ein Kind. Ich fragte den Vater um Erlaubnis, und dann haben wir ein bisschen gesprochen. Ich sagte: Du kannst mich berühren. Das Kind berührte meine Haut. Es sah, dass nichts an ihm kleben blieb. Ich sagte: Meine Haut ist nicht schmutzig, sie ist einfach so. Es gibt schwarze und rote, gelbe und weisse Haut. Am Schluss hat mir das Kind sogar ein Küsschen auf die Wange gegeben. Integration erfordert auch Anstrengung von uns selbst. Es sind nicht nur die anderen, die uns akzeptieren müssen – wir müssen sie auch dazu bringen, uns zu akzeptieren.

Abed: «Das System der Schweiz wird sich nicht von selbst ändern. Dafür braucht es mutige Menschen.»

Younes: Leben wir im gleichen Land? Die Polizist*innen, die ich getroffen habe, sind ganz anders. Ich habe Polizisten gesehen, die Unschuldige bei einer simplen Kontrolle misshandelten. Ein Mann wurde im Niederdorf vor allen Leuten ausgezogen. Unter den Polizisten war auch eine Frau. Polizisten haben auch Leute geschlagen, ohne dass sie etwas getan hätten – das ist im Zentrum an der Juchstrasse passiert. Du sagst, Schweizer*innen seien Blumen. Ja, aber darunter sind auch Blumen, die stechen!

Antoinette: Ja, natürlich habe ich auch Negatives erlebt.

Younes: Ich bin nicht gegen die Schweizer*innen. Ich habe einige Freund*innen aus der Schweiz. Aber wir sprechen von der Politik, nicht von den Menschen.

Antoinette: Die Schweizer*innen sind sehr nett. Aber sie sind es auch, die die Gesetze machen.

Younes: Voilà. Ich spreche von der Regierung. Wenn sie zu viel Druck auf Menschen ausüben, wird es eine Explosion geben. Menschen in der Schweiz leben unter sehr viel Druck. Entweder werden sie zerdrückt, oder sie explodieren.

Antoinette: Das ist wahr. Um hier leben und länger bleiben zu können, muss man sehr stark sein. Wer keine Kraft hat, verliert seine Persönlichkeit. Die Schweizer Gesetze sind dazu gemacht, die Schweiz zu schützen, und nicht, um die Ausländer zu schützen.

► *Seite 12*

Younes: Das finde ich eben falsch. In einer Gesellschaft haben auch Schwache das Recht zu leben.

Antoinette: Jeder hat dieses Recht.

Bah: Es ist wie das Leben im Dschungel, wenn nur die Starken überleben können und die Schwächeren keine Chance haben.

Sharon: Wie spürt ihr diesen Druck, diese Härte in eurem Alltag?

Antoinette: Als Asylsuchende hast du Angst vor deinem Briefkasten. Du weisst nie, was du darin findest. Diese Angst hat dich jahrelang in ihrem Griff. Wenn du nicht stark bist, kann dich das brechen. Manchmal rede ich beim Spazieren mit mir selbst. Aber ich bin nicht verrückt. Es ist meine Art, gegen die Angst zu kämpfen. Als ich einmal inhaftiert wurde, weil ich keine Papiere hatte, habe ich mich geweigert zu essen, zu trinken und zu schlafen. Ich sagte: Demütigt mich nicht! Was ist mit den Menschenrechten? Jeder hat das Recht, in ein anderes Land zu gehen.

Antoinette: «Als Asylsuchende hast du Angst vor deinem Briefkasten. Du weisst nie, was du darin findest. Diese Angst hat dich jahrelang in ihrem Griff, und wenn du nicht stark bist, kann dich das brechen.»

Abed: Ich finde das System extrem hart. Das System will nicht, dass wir uns integrieren. Und ich spüre eine Angst zwischen den Menschen. Warum ist die Gesellschaft in der Schweiz nicht offen für Menschen, die hierherkommen? Wo ist das grosse Strahlen der Mehrheit dieser Demokratie? Wir brauchen mutige Menschen in der Schweiz.

Sharon: Kehren wir noch einmal zum Begriff der Integration zurück. Sollen wir ihn vergessen? Oder aber ihn weiter verwenden?

Younes: Das hängt davon ab, wie die Schweizer*innen Integration verstehen. Es ist nicht das Wort, das Angst macht. Vielmehr ist die Bedeutung entscheidend. Ich möchte gern von euch Schweizerinnen wissen, wie ihr Integration versteht. Wir haben viel von uns gesprochen, aber wie seht ihr das?

Antoinette: Ja, was bedeutet Integration für euch?

Martina: Es geht um Zusammenleben. Integration soll ermöglichen, dass alle teilnehmen können. Für mich ist die Sprache dafür elementar. Damit man teilnehmen und gemeinsam diskutieren kann, welche Gesellschaft wir wollen, muss man sich verständigen können, durch Sprache eine gemeinsame Welt schaffen. Ein grosses Problem ist, dass in der Schweiz nicht alle die gleichen Rechte haben. Es besteht ein Widerspruch zwischen der tatsächlichen Ausländerpolitik und der ursprünglichen Idee von Integration.

Martina: «Ich will die Schweiz nicht aus der Verantwortung entlassen, dass ein friedliches Zusammenleben irgendwann in grösserem Kontext möglich ist. Die Schweiz muss sich verändern.»

Katharina: Vielleicht sollte man ein anderes Wort verwenden und von Zugehörigkeit sprechen. Dazugehören ist ein Gefühl. Jeder Mensch möchte dazugehören. Bereits Kinder schauen, wie sie sich verhalten müssen, damit sie dazugehören. Das ist ein Grundbedürfnis aller Menschen und hat nichts mit Ausländer*innen oder Nicht-Ausländer*innen zu tun. Wenn ich eure Beispiele höre, denke ich: Zu dieser negativen Schweiz, die Ausländer*innen diskriminiert, Menschen schlägt und auszieht, gehöre ich nicht. Zugleich schäme ich mich, weil ich trotzdem dazugehöre. Für mich ist dies eine Desintegration: Ich fühle mich fremd im eigenen Land – wenn ich SVP-Politiker*innen höre und wir abstimmen müssen, ob es verschiedene Rechte für verschiedene Menschen geben soll. Aber in der ASZ haben wir immerhin einen Ort geschaffen, wo wir uns an einen Tisch setzen und darüber diskutieren, was Integration eigentlich bedeutet. Es könnten mehr solche Orte in der Schweiz entstehen. Xins Vision, dass man gemeinsam nach vorne geht in Richtung Frieden, finde ich schön. Das sollten wir probieren, auch wenn es jetzt nur eine Fantasie ist.

Younes: Wir können statt von Integration auch von Familie sprechen.

Katharina: Genau, von Familie, oder von einer ASZ als *extended family*.

Sharon: Aber sind wir denn automatisch integriert, wenn wir Teil einer Familie sind? Vielleicht sind die Meinungen so verschieden, dass man sich nicht einer Familie zugehörig fühlt. In der ASZ kommen Menschen zusammen, welche die Einstellung schon teilen: Wir sind hier, und das ist gut so. Es spielt keine Rolle, welche Hautfarbe wir haben und woher wir kommen. Man schafft es, ein Zusammenleben zu organisieren, und ist glücklich damit. Das bedeutet für mich Integration. Aber die ASZ unterscheidet sich massiv davon, wie Politiker*innen über Integration sprechen und was Zeitungen darüber schreiben, sodass ich nicht glaube, dass wir diesen Begriff weiter verwenden sollen. Die Idee dahinter ist viel wichtiger als das Wort.

Martina: Wir haben von Familien und von der ASZ gesprochen. Aber ich will die Schweiz nicht aus der Verantwortung entlassen, dass diese Art des Zusammenlebens irgendwann auch in einem grösseren Kontext möglich ist. Die Schweiz muss sich verändern. Das ist es ja gerade: Wenn man Teilhabe ernst nimmt, verändern sich alle.

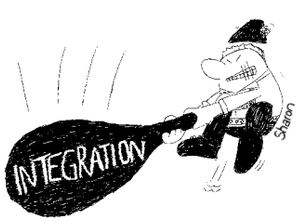
Abed: Ja, aber das wird viel Zeit in Anspruch nehmen. Das System der Schweiz kann sich nicht in zehn Jahren ändern. Grosse Umbrüche sind hier unmöglich. Dafür braucht es mutige Politiker*innen und Journalist*innen. Für beide Seiten hoffe ich, dass die Menschen künftig weniger Angst haben.

Younes: Die Familie ist die Zelle, die kleinste Einheit, welche die Gesellschaft konstituiert.

Katharina: Ich finde die Familie einen guten Begriff, wenn man dabei nicht das kleine schweizerische Familienmodell vor Augen hat. Man muss einen Familiensinn für die ganze Welt entwickeln.

Younes: Genau, das meine ich.

Katharina: Die Familie wirst du nicht los, die hast du am Hals *(alle lachen)* – von Freunden, die mich enttäuschen, kann ich weggehen. Aber von meinem Bruder kann ich nicht weggehen. Die Menschheit als Familie zu verstehen, heisst: Sie klopfen an, kommen zu Unzeiten, sind mühsam, haben komische Ideen, ziehen sich anders an, was auch immer. Ich ärgere mich oft über diese Familie. Aber ich werde sie nicht los und ich habe ein Gefühl der Verantwortung ihr gegenüber.



HINTERGRUND

BEGRIFFSWANDEL DER INTEGRATION – EIN KURZER BLICK AUF DIE GESCHICHTE

Dori Sp.

Sobald bei politischen Debatten das Thema Migration angestossen wird, dreht es sich vor allem um eins: Integration. Aus allen gesellschaftlichen und politischen Fraktionen – von rechts bis links – herrscht der Konsens, Migrant*innen hätten sich zu integrieren oder sie gehörten nicht hierher. Doch was bedeutet beziehungsweise bedeutete Integration eigentlich genau? Ein Blick auf den historischen Begriffswandel in der Schweiz deckt interessante Tatsachen auf.

Integration kommt vom lateinischen *integratio* und bedeutet die Wiederherstellung einer Einheit.

Im Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer (kurz: AuG) vom 01. Januar 2008 wird der Begriff als Gesetzesbegriff verankert. Dort heisst es im Artikel 4 AuG Paragraph 1: «Ziel der Integration ist das Zusammenleben der einheimischen und ausländischen Wohnbevölkerung auf der Grundlage der Werte der Bundesverfassung und gegenseitiger Achtung und Toleranz.» Im Paragraph 3 heisst es fortfolgend: «Die Integration setzt sowohl den entsprechenden Willen der Ausländerinnen und Ausländer als auch die Offenheit der schweizerischen Bevölkerung voraus.»

Bis in die achtziger Jahre forderten die Bürgerlichen und die Behörden noch die Assimilation (vom lateinischen *assimilare* für gleichmachen) der Ausländer*innen. Die migrantische Bewegung benutzte als positives Gegenstück dazu den Begriff Integration. Es hatte eine doppelseitige Bedeutung: Integrieren wurde als gegenseitiger Prozess verstanden. Dadurch, dass sich die Aufnahmegesellschaft öffnet, verändert sie sich auch. Heute sieht man das auch deutlich in der schweizerischen Gesellschaft. Die Einflüsse der Migrant*innen sind heute unübersehbar vorhanden. Man denke nur an die Essgewohnheiten und an die «schweizerische» Fussballnationalmannschaft.

Wenn aber heute die rechtsbürgerlichen Kreise von Integration sprechen, meinen sie im Prinzip wieder das Gleiche wie noch vor dreissig Jahren mit dem Begriff der Assimilation. Daher ist es auch folgerichtig, dass die migrantische Bewegung sich mehr und mehr von dem Begriff Integration distanziert.

Nicht umsonst heisst es in den Grundsätzen der Autonomen Schule Zürich: «Emanzipation statt Integration!» Die ASZ lehnt den Begriff der Integration ab, weil er heute faktisch meint, dass sich Menschen aus einem anderen Kulturkreis an die schweizerische Kultur anpassen sollen. Emanzipation will aber ein «selbstständiges und kritisches Handeln und Denken» ermöglichen und entwickeln. Emanzipation (bedeutet: Befreiung aus einem Zustand der Abhängigkeit) ist der Integration vorzuziehen. In Anlehnung an Karl Marx kann man sagen: Die Emanzipation der Migrant*innen kann nur von den Migrant*innen selbst kommen und wir können sie dabei solidarisch unterstützen.

FEAR COMMANDMENTS

Mans

FEAR! OH DEAR FEAR!
FEAR THE NEW
FEAR THE DIFFERENT
FEAR THE POOR
FEAR THY NEIGHBOUR
FEAR THE FUTURE

AND ULTIMATELY,
YOU ARE READY TO HATE
AND VOTE WITH PASSION.

IN DER SCHWEIZ LACHEN ALLE MIT DIR. ABER WENN ES WAHLEN GIBT, WERDEN SIE DICH SEHR, SEHR STARK SCHLAGEN

Mamadou Dabo war ASZ-Aktivist und eine tragende Stütze in der Arbeitsgruppe Gemeinschaftsleben. Nachdem sein Asylgesuch abgelehnt wurde, kehrte er letztes Jahr in seine Heimat zurück. Im Interview, das vor seiner Abreise geführt wurde, äussert er sich zur Schweiz und ihrer Asylpolitik – aus eigener Erfahrung.

Interview: Miriam Meyer und Mischa Brutschin (M/M)

M/M: Du hast dir viele Gedanken zur Schweizer Asylpolitik gemacht. Was ist deine Meinung dazu?

Mamadou Dabo: Ich habe festgestellt, dass die Schweizer Asylpolitik nicht nach den Regeln des Rechts abläuft. Die betroffenen Menschen bekommen keine Möglichkeit, sich vor den Richter*innen zu erklären. Wenn sie einen negativen Asylentscheid erhalten haben, müssten sie dann nicht zusammen mit ihren Anwält*innen vor die Richter*innen treten können? So geschieht dies in anderen Ländern. Aber hier entscheiden sie in deiner Abwesenheit über dich, und dein*e Anwält*in ist auch nicht dabei. Wie kann in einem zivilisierten Land so etwas als normal gelten? Man kann doch über niemanden in seiner Abwesenheit richten! Bei uns – in unserem Rechtsverständnis – nennen wir das ein ungültiges Urteil (*jugement à défaut*), weil die rekurrierende Partei nicht anwesend ist. So kannst du kaum gewinnen, die Niederlage ist vorgezeichnet.

Gleichzeitig wird uns vorgegaukelt, die Rechte der Migrant*innen würden nicht verletzt. Es gehe alles ganz normal und gerecht vor sich. Zu deiner Befragung laden sie NGOs als Beobachter*innen ein. Und sie sagen, du hast ein Recht auf eine*n Anwält*in, selbst wenn du einen negativen Entscheid erhältst und mittellos bist. Sie geben uns Adressen von Anwält*innen. Aber das sind keine Anwält*innen, die uns verteidigen. Jene, welche sich im Asylrecht auskennen, arbeiten oft bei NGOs. Die Anwält*innen, die uns die Migrationsbehörden vermitteln, nehmen dein Geld, obwohl sie wissen, dass du keine Chance hast. Du hast keine Möglichkeit, dich irgendwo über diese Ausbeutung zu beschweren. Eine solche Stelle gibt es in diesem Land nicht, soviel ich weiss.

Die Migrant*innen werden in einem Milieu der Angst gehalten. Wer von Angst erfüllt ist, hat keinen weiten Blick, er sieht nur das, was am nächsten liegt.

Die Migrant*innen werden in einem Milieu der Angst gehalten. Wer von Angst erfüllt ist, hat keinen weiten Blick, er oder sie sieht nur das, was am nächsten liegt. Das finde ich nicht in Ordnung. Welches Gesetz gibt dir das Recht, über eine Person in ihrer Abwesenheit zu richten? Selbst über eine*n Mörder*in entscheidet das Gericht in Anwesenheit.

Was wir dagegen unternehmen können, ist Ameisenarbeit: Wir können Unterschriften in allen Asylzentren von Zürich sammeln, um auszudrücken, dass unsere Rechte verletzt werden. Vielleicht können wir mit diesen Unterschriften etwas bewegen. Im Moment ohrfeigen sie das Recht.

M/M: Was denkst du über die Politiker*innen in der Schweiz? Sie sind es ja, welche die Asylpolitik machen.

MD: Wenn sie ehrlich wären – im Allgemeinen sind Politiker*innen nicht ehrlich – müssten sie dazu stehen, dass sie Angst unter ihren Wähler*innen säen, indem sie sagen, die Migration sei mit dem Banditentum verhängt. Gleichzeitig wissen sie tief in ihrem Inneren, dass die Wirtschaft zusammenbrechen würde, wenn alle Migrant*innen zwei Minuten lang nicht arbeiten würden. Alle ausländischen Arbeiter*innen müssten nur zwei Minuten lang ihre Finger kreuzen und die Arbeit niederlegen. Die Schweiz hat eine starke Wirtschaft, aber es fehlen ihr die Arme, um die Arbeit zu machen. Deshalb braucht sie die Migrant*innen. Und die Politiker*innen wissen das. Aber sie spielen mit dem Thema Migration, um die Wahlen zu gewinnen. Sie fördern diese Angst, die im Grunde nichts mit der Migration zu tun hat. Die Bäuer*innen, zum Beispiel, sie haben in der Regel wenig direkte Probleme mit der Migration. Ich kenne kaum Migrant*innen, die ihr eigenes Stück Land bewirtschaften. Das Land gehört den Schweizer*innen. Das heisst, sie müssten keine Angst davor haben, dass Migrant*innen den Bäuer*innen das Land stehlen. Die Migrant*innen sind für sie keine Konkurrenz.

Die Migrant*innen sind auch sonst wichtig. Ohne Konsum funktioniert keine Wirtschaft. Wenn man die Statistiken ansieht, was gekauft wird – die grössten Konsument*innen sind die Migrant*innen. Die schönen grossen Autos, die du siehst, gehören ihnen, egal, ob sie aus Europa oder andern Gegenden kommen. Sie halten die Wirtschaft in Schwung. Die «echten» Schweizer*innen konsumieren wenig. Wenn es nur auf die Schweizer*innen ankommen würde, dann würde die Milch nicht gekauft und das Fleisch nicht. Für wen machen sie dann ihre schönen Werbekampagnen? Die Politiker*innen sollten sich endlich mal getrauen zu sagen, wieviel Geld die Migrant*innen in der Schweiz ausgeben. Aber es gibt niemanden – weder links noch rechts – der oder die es wagen würde, von diesem Gleichgewicht zu sprechen: Die Migrant*innen bringen der Schweiz so und so viele Millionen. Und wieviel haben sie exportiert? Das kann man jederzeit zusammenstellen.

Es gibt niemanden, der es wagen würde, von diesem Gleichgewicht zu sprechen: Die Migrant*innen bringen der Schweiz so und so viele Millionen.

Doch die Politiker*innen wollen lieber eine Politik der Angst etablieren. Damit sie sagen können: Wir sind gegen die Migration, die Schweiz ist klein, man muss nicht über diese Möglichkeiten schreiben. Es stimmt, dass die Schweiz klein ist. Aber ökonomisch ist sie grösser als Spanien, sogar grösser als Frankreich, man könnte sogar sagen grösser als Deutschland. Deutschland ist stark, sicher, aber wenn man die Bevölkerungszahlen berücksichtigt, dann generiert die Schweiz im Verhältnis pro Kopf mehr als diese grossen Nationen. Wenn die Schweiz heute von einer Stabilität profitiert, dann dank der Migrant*innen. Auch wenn sie sich nicht getrauen, es den Wähler*innen zu sagen: Die Schweiz braucht die Migrant*innen! Sie haben Angst vor den Reaktionen extremer Gruppen. Aber niemand kann sich der Migration entgegenstellen. Die Welt verändert sich.

Die Schweizer Bevölkerung ist sehr intelligent. Den Rassismus siehst du hier nicht.

M/M: Was heisst dies in Bezug auf die Zukunft?

MD: In den nächsten fünf Jahren werden alle Grenzen offen sein. Schon heute können Grenzen nicht mehr kontrolliert werden. Was ich damit sagen möchte: Alle Leute kommen nach Europa, viele werden zurückgehen. Denn wenn alle kommen, werden viele nichts finden und wieder zurückkehren.

Und noch etwas möchte ich sagen: Die Schweizer Bevölkerung ist sehr intelligent. Den Rassismus siehst du hier nicht. Ich bin in einigen Ländern gewesen. Dort wirst du scheel angesehen, beleidigt. In der Schweiz nicht – alle lachen mit dir. Aber wenn es Wahlen gibt, dann werden sie dich sehr, sehr stark schlagen. Und am nächsten Tag spielen sie wieder mit dir.

M/M: Erlebst du alle Leute in der Schweiz so?

MD: Nein. Es gibt die anderen, die sich an Streiks beteiligen, an Demos teilnehmen. Doch sie gehen nicht wählen. Sie sind gegen das System, sie gehen nicht zur Abstimmung. Wenn alle diese anderen Leute abstimmen würden, könnten sie etwas ändern. Aber am Abstimmungsmorgen haben sie keine Lust aufzustehen. Und am nächsten Tag werfen sie Steine.

EIN LICHT IN MEINEM LEBEN

Antoinette Mendy
aus Sénégal

Auf einem Umweg der gewundenen
Pfade meines Schicksals sah ich
ein Licht, das in einem wohlwollenden
Herzen aufleuchtet.
•
Dieses Licht hat mir Freundschaft
und Kraft gegeben, vorwärts zu gehen,
wieder zu lächeln und zu lachen.
•
Dieses Licht unterstützt mich
und führt mich, es ist eine Schulter
in schwierigen Zeiten.
•
Dieses Licht ist eine Schwester,
ein Bruder, eine Freundin, ein Vertrauter.
•
Es ist Hoffnung, Grosszügigkeit,
Respekt und Liebe.
•
Dieses Licht ist mein Schutzengel,
und es hat einen Namen: Schweizer,
Schweizerin.
•
Ich danke Euch sehr und überlasse
Euch Gott. Ich bin dankbar.
•
Seid für immer gesegnet.
—

DIE SCHWEIZ BRAUCHT EINE REVOLUTION DER TRADITION

Abed Azizi

Die Kirche neben meiner Wohnung im Universitätsviertel läutet täglich viele Male, auch mitten in der Nacht. Über achtzigmal läutet sie und hört nicht auf. Ich erwache jedes Mal, und mein Leben wird gestört. Was für eine Tradition ist das, die mich nach sechs schwierigen Tagen bei der Arbeit und in der Schule am siebten Tag nicht ausruhen lässt? Diese Tradition hat den Stress akzeptiert. Darf ich nicht an meinem einzigen freien Tag der Woche ungestört in meinem Zimmer schlafen? Was ist der Unterschied zwischen störenden Minaretten und dem Läuten der Kirchenglocken? Ist die Schweiz wirklich ein Land der Meinungsfreiheit und säkular?

Hier darf von Gesetzes wegen bei Formularen zur Wohnungssuche nach unserem Glauben und unserer Religion gefragt werden. Aus welcher rassistischen Tradition heraus haben Verwaltungen und Organisationen so viel Unterstützung, um nach diesen Unterscheidungen zu fragen? So betrachtet, könnte man sagen, dass die Gesellschaft und das System in der Schweiz sehr religiös sind.

Die Tradition besitzt uns

Wir als Menschen besitzen offenbar nicht unsere eigene Tradition, sondern die Tradition besitzt uns. Die Leute sagen mir, dass diese Kirchenglocken auch sie stört, aber das sei eben Tradition, da könne man nichts machen.

Hier muss man oft seine Meinung verstecken, sonst gerät man in eine unsichere Situation. Meine Arbeit war in Gefahr, und zwar nur deshalb, weil ich in der Pause den Chefinnen gegenüber meine persönliche Meinung über die Flüchtlinge geäussert habe. Die meisten Schweizer*innen sind nicht bereit, Kritik zu hören, sie haben keine Geduld für Veränderungen und keine Kraft, andere Meinungen aufzunehmen. Wir werden diskriminiert, aber sollen trotzdem der schönen Schweiz dankbar sein und eine Kultur der Dankbarkeit entwickeln. Was wir heute brauchen, ist eine neue, gemeinsame Tradition.

Die Schweizer*innen fliehen meistens vor tödlichen und schrecklichen Realitäten, die es in unserer Gesellschaft gibt, und sie möchten gerne nur von Blumen, Hyazinthen und Nachtigallen hören. Die Gesellschaft, die sie selber aufgebaut haben, macht sie leider kraftlos, schwach und müde. Sie hat den Mut von ihnen weggenommen. Energie und neue Ideen werden heftig vermisst. Das bekannteste Wort: Stress. Alle sprechen überall darüber. Psychologisch und soziologisch ist die Schweiz eine müde und alte Gesellschaft, denn eine kleine Gruppe lebt immer noch mit den modrigen Gedanken aus der Zeit des Feudalismus und entscheidet für die Mehrheit der kraftlosen Menschen. Leider wird das von den meisten schon von Kindheit, von der Schulzeit an als Tradition akzeptiert. Dieses System ist sehr speziell: Eine seltsame Partei entscheidet schon lange für alle. In vielen demokratischen Ländern sind solche Leute in kleineren, begrenzten Gruppen aktiv, aber hier sind sie bei den Wahlen die stärkste Partei und machen die Gesetze. Dies ist ein Zeichen dafür, dass die meisten in der Bevölkerung die gleiche Meinung wie diese Partei haben und damit glücklich sind. Sie verstecken sich hinter dem Vorwand, dass sie kein Interesse an Politik hätten. Ist das Demokratie oder Apartheid und Diktatur einer kleinen «Mehrheit»? Eine echte Demokratie müsste solche hemmungslosen Parteien stoppen.

Höflich, aber nicht herzlich

Die Tradition flieht davor, uns kennenzulernen, und schaut uns an wie eine Spinne, vor der sie sich fürchtet, und nicht wie Menschen. Sie erlaubt uns nicht, uns zu integrieren. Auf die Anfrage der Solothurner Kirchen, ob sie irgendetwas zur Unterstützung der Flüchtlinge tun könne, antwortete die Stadt Solothurn, dass man lieber nicht zu viel machen solle, da sich die Leute sonst integrieren würden, und das sei nicht ihr Ziel.

Die Menschen hier sind höflich, aber nicht herzlich. Die Gesellschaft, die mir als ihre höchste Lehre den Rassismus gegeben hat, bemüht sich, dass ich hier immer als Fremdkörper in meinem fremden Kleid verbleibe und mich nicht integriere. Die wichtigste Frage ist: Woher kommst du? Und nicht etwa: Wer bist du? Oder: Welche Ideen hast du?

Die meisten Menschen hier haben Geld, Essen, einen Platz zum Schlafen und Kleider. Aber sie sind nicht froh, sondern traurig. Sie brauchen täglich trügerische Fröhlichkeit wie eine Sucht. Sitzt man im Tram oder Zug und schaut sich um, bemerkt man in vielen Augen sofort grosse Traurigkeit und Depression. Die meisten möchten Ausländer*innen nur ungern glücklicher und erfolgreicher sehen als sich selbst. Deshalb ist die Bevölkerung sehr konservativ und verdächtigt Ausländer*innen andauernd, irgendetwas Schlechtes gemacht zu haben. Sie blockiert durch Gesetze systematisch die Entwicklung der Ausländer*innen: wirtschaftlich, in der Bildung und beim Bürgerrecht. Das nimmt uns das Selbstbewusstsein und macht, dass wir uns immer fremd, als Bürger*innen zweiter und dritter Klasse fühlen.

Schwach ist, wer nicht diskutieren will

Die Demokratie in der Schweiz ist wie ein Messer und ein Apfel in den Händen eines achtmonatigen Kindes: Das Kind zerschneidet sicher seine Hände anstatt den Apfel. Eine Demokratie, die nicht auf internationalen Kriterien und Menschenrechtsnormen beruht und den Namen «Demokratie» schlecht benutzt, ist nicht zur Demokratie fähig.

Ich habe viel Respekt für meine Hunderten von Bekannten, die mir vertraut sind und die nicht zu diesem Teil der Bevölkerung gehören. Meine Rede geht nicht an sie und auch nicht an die vielen engagierten Menschen, die ich nicht kenne. Aber hier leben nicht Hunderte von Menschen, sondern acht Millionen.

Wahrscheinlich denken die Leser*innen dieses Herzblut-Textes, dass er pessimistisch sei. Aber ich verspreche ihnen: Diese Kritik kommt nicht aus einer Schwäche heraus, sondern entstammt meiner vollen Kraft, der Konfrontation mit den Problemen in der Gesellschaft und der Bereitschaft, dagegen zu kämpfen. Schwach sind die, welche vor der schwierigen Realität in unserer Gesellschaft fliehen und keine Kraft haben, darüber zu diskutieren und Lösungen zu finden, und welche nirgends Veränderungen akzeptieren wollen.

RAUS AUS DER KOMFORTZONE

HABT DEN MUT ZU SAGEN, WAS FALSCH IST!

ASZ

Die Demonstration *Gekommen um zu bleiben* zieht durch Zürich-Oerlikon, 19. März 2016.

Der Autor der hier abgedruckten Rede kommt aus Belutschistan, einer Region in Pakistan, die um ihre Unabhängigkeit kämpft. Er lebt seit über drei Jahren mit unsicherem Status in der Schweiz. Diese Rede hielt er am 19. März 2016 an der Demo «Gekommen um zu bleiben» in Zürich.

Mr. Baloch
Übersetzung aus dem Englischen
von Sharon Saameli

Hoi zusammen!

Seit drei Jahren und vier Monaten lebe ich in der Schweiz als Asylsuchender. Ich komme aus Belutschistan.[1] Mein Asylgesuch wurde zwei Mal abgewiesen: einmal vom Bundesamt für Migration, einmal vom Gericht. Derzeit lebe ich in der Schweiz von Nothilfe – was die Zukunft für mich bringt, weiss ich nicht.

Wenn wir uns die Asylgesuche in der EU des Jahres 2015 ansehen, sind von insgesamt 1'321'560 gerade einmal 292'540 angenommen worden. Gemäss dem Bericht der UNHCR nahmen bis im Februar 2016 allein die umliegenden Länder Syriens fast fünf Millionen geflüchtete Syrier*innen auf – und trotzdem weint und schreit das reiche Europa, dass «wir» genug aufgenommen und keinen Platz mehr hätten. Ich denke nicht, dass das stimmt: Das Problem ist nicht der Platz, das Problem ist der Wille der Regierungen.

Niemand flüchtet aus Spass oder Vergnügen aus seiner Heimat und bringt seine Familie nach Europa. Wir, die Geflüchteten, kommen aus Kriegsgebieten, aus Militärdiktaturen, aus dem Elend. Ich konnte nicht einmal meiner Mutter Lebewohl sagen, bevor ich damals meine Heimatstadt verlassen habe.

Vor Kurzen schloss die EU mit der Türkei einen Vertrag ab und zahlt jetzt einen ganzen Haufen Geld, damit die Türkei die Geflüchteten daran hindert, nach Europa zu kommen. Der Westen beging in den neunziger Jahren denselben Fehler mit den Pakistani – aufgrund dieses Entscheides leidet die ganze Region bis heute.

Ist der Westen wirklich so dumm? Kennt er die Konsequenzen seines Handelns nicht? Natürlich kennt er sie. Die Regierungen richten dieses Chaos mit Absicht an – wer würde sonst ihre Waffen kaufen, wenn es keinen Krieg mehr gäbe? Wisst ihr, wie viele Waffenproduzenten es in Europa gibt? Es sind rund 230 alleine in der EU.

Gemäss dem Stockholmer internationalen Friedensforschungsinstitut (SIPRI) ist Europa nach den USA, Russland und China der grösste Waffenlieferant der Welt. Was geschieht hier? Welche Rolle spielt die EU in diesem blutigen Geschäft?

Die EU will Geld, um ihr luxuriöses Leben weiterführen zu können. Ihre Wirtschaft will sie weiter wachsen lassen, um dadurch noch reicher zu werden. Aber was ist mit dem Rest der Welt? Was ist mit Syrien, Afghanistan, Belutschistan, Kurdistan, mit den afrikanischen oder tamilischen Ländern? Für uns gibt es nur Finsternis. Armut, verstümmelte tote Körper, Waffen, Krieg und Blut.

Die Türkei, Saudi-Arabien, Pakistan und der Iran sind – mit Unterstützung des Westens – die hauptsächlichen Fabriken und Horte terroristischer Gruppen. Sie bieten ihnen ideologische und ökonomische Unterstützung. Ich habe nie gehört, dass die Schweiz oder Deutschland eine Schule oder ein Forschungsinstitut in meiner Region gebaut hätten. Die deutsche AK-47, die beste österreichische Handgranate und Schweizer Revolver sind uns dafür umso vertrauter! Der Westen bietet Pakistan eine immense Menge Waffen an – Waffen, mit denen die Regierung sodann unschuldige belutschische Zivilist*innen tötet und die belutschische Freiheitsbewegung zermalmt.Die Türkei tut dasselbe mit den Kurd*innen.

Was passiert nur auf dieser Welt?! Lasst uns all das als Weckruf sehen. Lasst uns einsehen: Genug ist genug. Und ich denke, es ist wirklich mehr als genug geschehen.

Habt kein Mitleid mit uns Geflüchteten. Almosen und Barmherzigkeit sind auf lange Sicht keine Lösung. Lasst uns dafür einander das Versprechen geben, dass wir alle unsere gebührende Rolle einnehmen werden, um einen positiven Wandel herbeizuführen. Ich bin sicher, dass wir das schaffen. Ihr Schweizer*innen, Westeuropäer*innen habt die beste Ausbildung, die grösste Freiheit – alles was ihr tun müsst, ist, aus eurer Komfortzone herauszukommen. Bekennt euch zum Wandel und habt den Mut, zu sagen: Falsch ist falsch! Die Ungerechtigkeit muss gestoppt werden! Die Waffenproduktion muss gestoppt werden! Keine Kriege mehr! Dann, so bin ich sicher, können wir viele Regionen vor dem Krieg retten, und jede*r könnte in seinem eigenen Zuhause glücklich sein und hätte keinen Grund, Asyl zu erbitten. Ich brauche dieses Versprechen von euch!

Seid ihr bereit, euch zum Wandel zu bekennen?

Lang lebe der Frieden, die Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit.

1 Belutschistan ist eine besetzte Provinz im Süden Pakistans. Seit fast siebzig Jahren kämpfen die Belutsch*innen für ihre Unabhängigkeit. Diese Bestrebungen werden von Pakistan blutig unterdrückt. (Red.)

DIE KURD*INNEN HABEN NUR EINEN FREUND: DEN BERG

Erdoğan führt Krieg gegen die Kurd*innen. Obwohl die kurdische Freiheitsbewegung die einzige progressive politische Bewegung im Nahen Osten ist, lehnt der Westen sie immer noch ab – unter dem Vorwand, dass die Kurdische Arbeiterpartei (PKK) verboten sei.

Khusraw Mostafanejad,
kurdischer Journalist

Seit Ende Juli 2015 greift das türkische Regime unter dem Vorwand, einen Kampf gegen den Terror zu führen, kurdische Dörfer und Städte an. Journalist*innen waren nicht vor Ort – damit keine Filmaufnahmen gedreht werden konnten, die Kinder, Frauen und Männer mit einer weissen Fahne in der Hand vor türkischen Panzern gezeigt hätten.

Zuvor war Erdoğans Versuch, Rojava im Norden Syriens zu erobern, gescheitert. Zuerst kämpfte die Türkei mit Hilfe der Terrormiliz Islamischer Staat (IS), später mit der Unterstützung kleiner kurdischer Gruppen, um eine Pattsituation in Rojava zu schaffen. Erdoğan wollte aus dem Gebiet um Rojava eine freie Zone machen – das ist bis heute nicht realisiert. Schliesslich richtete sich Erdoğans Zorn gegen Bakur (kurdisches Gebiet im Südosten der Türkei). Bis heute finden dort Schiessereien statt. Der Friedensprozess mit den Kurd*innen wurde abgebrochen, obwohl die PKK vor den türkischen Angriffen zum Frieden aufgerufen hatte.

Die Türkei betrachtet Rojava als Gefahr

Rojava bedeutet auf kurdisch «Westen» (Westgebiet Kurdistans). Seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges in Syrien kontrolliert die Guerillapartei YPG (Yekîneyên Parastina Gel) das Gebiet. Die YPG ist eine linke, der PKK nahestehende Partei und hat bereits früher eine Kantonalregierung in Rojava aufgebaut. Sie kämpft für die Kurd*innen und Kurdistans Freiheit. Deshalb ist jede andere Macht, wie das Regime Bashar al-Assads oder die Freie Armee in Syrien, der YPG feindlich gesinnt.

Das türkische Regime will Bakur als Teil des türkischen Territoriums halten. Aber Rojava stärkt sowohl die kurdische Autonomie in der Türkei als auch die PKK. Deshalb wollte die Türkei die Demokratie und Selbstverwaltung in Rojava um jeden Preis zerstören. Alle Länder haben mit den USA den Kampf gegen den IS aufgenommen – bis auf die Türkei. Sie hat den IS vielmehr unterstützt, weil dieser die Kurd*innen bekämpft.

Vernichtungskampf gegen die Kurd*innen

Nach den Parlamentswahlen im Juni 2015 musste Erdoğan die Stärke der Kurd*innen erkennen. Die Kurdische Partei HDP (Halkların Demokratik Partisi/Demokratische Partei der Völker) erhielt 13 Prozent der Stimmen. Danach konzentrierte sich Erdoğans Politik gegen die Kurd*innen auf Bakur. Die PKK kündigte ►

KOMMENTAR

DIE TÜRKEI TOLERIERT ANDERE VÖLKER NICHT

Khusraw Mostafanejad,
kurdischer Journalist

Nach der Eroberungspolitik im syrischen Rojava richtet sich Erdoğans Zorn nun gegen einheimische Kurd*innen. Für ihn gelten Kurd*innen als Feinde. Ähnlich erging es damals den Griech*innen, als diese im Jahre 1923 aus der Türkei vertrieben wurden. Nun müssen die Kurd*innen ihr Zuhause verlassen – nach 5000 Jahren Geschichte in diesem Land. Ortsnamen wie Diyarbakır und Wan werden, wie Konstantinopel (heute Istanbul), geändert und in Diartürk und Tür umbenannt.

Die westlichen Medien nehmen die Kurd*innen kaum wahr. Es gibt genügend Flüchtlinge in Europa, die Zeitungen beschäftigen sich mit Grenzschutz und Zäunen. Die europäischen Politiker*innen schweigen über den Krieg gegen die Kurd*innen. Im EU-Parlament bezeichnet man die PKK als eine terroristische oder verbotene Partei, obwohl die PKK und die Peschmarga die IS-Terroristen vertrieben haben. Aber die Türkei ist Mitglied der NATO, und die Stärksten haben das Recht immer auf ihrer Seite.

Der amerikanische Philosoph Noam Chomsky nennt Erdoğan einen Mörder. Aber ich bezeichne auch die NATO als Mörderin, weil sie Panzer, Waffen und Munition liefert, die Frauen und Kinder töten. Vielleicht beabsichtigt die NATO, dass die Waffen gegen den IS und die Terroristen eingesetzt werden. Aber die Hubschrauber und Panzer sind gegen die Kurd*innen gerichtet.

Mit Hilfe der arabischen Golfstaaten hat Erdoğan den sogenannten IS gestärkt. Die Türkei ist die einzige Macht im Nahen Osten, die nicht nur lange den Eintritt in die Anti-IS-Koalition verweigerte, sondern auch den IS unterstützte. Schliesslich wurde der Krieg gegen die Kurd*innen und nicht gegen den IS eröffnet. Erdoğans Regierung ist sunnitisch wie die IS. Beide sind gegen kurdische Freiheitsbewegungen, gegen den Rechtsstaat, gegen die Gleichberechtigung der Frauen und gegen eine progressive Gesellschaft.

Die politische Geschichte der Türkei sieht aus, als habe sich das Land an Völkermord gewöhnt. Zuerst kam der Genozid an den Armenier*innen (1915–1916), dann folgten die beiden Vertreibungen der Griech*innen, und jetzt kommt allmählich der Völkermord an den Kurd*innen. In der Türkei zeichnet sich eine faschistische Entwicklung ab. Dass die Toleranz immer weniger eingehalten wird, kann historisch nachverfolgt werden. Und trotz dieser faschistischen Entwicklung wird die Türkei von den westlichen Mächten und der NATO unterstützt.

Flickr; Creative Commons

Kämpferinnen der kurdischen Guerillapartei YPG im nordsyrischen Rojava.

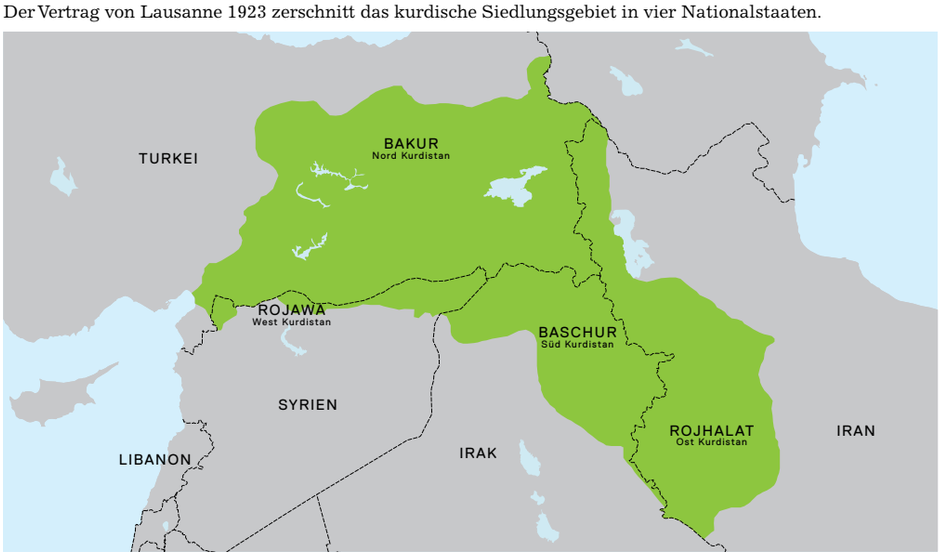
am Anfang einseitig einen Waffenstillstand an. Aber das türkische Regime reagierte, indem es Kurd*innen systematisch tötete und umsiedelte. Die Hubschrauber und Panzer kamen nicht nur gegen PKK-Stellungen zum Einsatz, sondern waren auch in den Städten und Dörfern präsent, um Kundgebungen zu verhindern. Aber die Kurd*innen leisteten Widerstand. Sie zeigten, dass die PKK beim Volk grosse Unterstützung findet. Bei den Kurd*innen gilt die PKK als «ein Engel», aber bei den westlichen Mächten ist sie verboten.

Die PKK widersetzt sich wie alle anderen kurdischen Parteien der türkischen Unterdrückung. Sie wurde in den achtziger Jahren gegründet. Anfänglich bestand die PKK aus etwa hundert Guerillakämpfer*innen, die sich gegen das repressive türkische Regime wehrten. Zuerst war die PKK eine radikale linke Partei. Aber allmählich akzeptierte sie den kurdischen Nationalismus, obwohl sie noch immer an eine sozialistische Regierung glaubt.

Die PKK strebt nach einem autonomen Kurdistan. Heute sind fast alle jungen Kurd*innen Unterstützer der PKK. Die PKK ist eine Realität und im Herzen der Menschen – ob westliche Mächte sie nun eine Terrororganisation nennen oder nicht. Obwohl die PKK die einzige Organisation war, die zu Frieden und Waffenstillstand aufgerufen hat, unterstützt der Westen das türkische Regime, gerade auch in der Migrationspolitik.

Die Kurd*innen kämpfen, um sich von der Unterdrückung durch die Türkei zu befreien. Dieses Mal findet der Widerstand auf den Strassen statt und breitet sich von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt aus. Die Menschen im Osten und Westen haben die Kurd*innen entweder verlassen oder vergessen. Oder wie es ein kurdisches Sprichwort ausdrückt: «Die Kurden haben nur einen Freund, den Berg.» Wieder wurde das Volk ins Gebirge vertrieben. Mehr Guerillakämpfer*innen sind rekrutiert worden. Die ganze Welt war Zeuge ihrer Kämpfe gegen den IS. Damit sind die Kurd*innen die effektivste Anti-IS-Macht. Kobanî und Shingal sind Beispiele für Städte, in denen Guerillas Widerstand geleistet und eine Verteidigung aufgebaut haben.

Der Vertrag von Lausanne 1923 zerschnitt das kurdische Siedlungsgebiet in vier Nationalstaaten.



norm

Türkei spielt Kurd*innen gegen einander aus

Im Februar 2016 explodierte eine gegen die türkische Armee gerichtete Bombe. Nach weniger als vierundzwanzig Stunden verurteilten die Behörden die YPG. Aber in so kurzer Zeit ist es unmöglich, den tatsächlichen Urheber des Attentats herauszufinden. Die Beschuldigungen waren so unglaubwürdig, dass nicht nur die Welt, sondern auch das türkische Volk daran zweifelte. Deshalb scheiterte der Plan, in Rojava einzugreifen.

Die Öl-Pipeline, welche aus Kurdistan im Irak KRG (*Hikûmetî Herêmî Kurdistan/ Kurdistan Regional Government*) durch die Türkei zum Mittelmeer führt, wurde beschädigt. Die türkischen Behörden behaupteten, die Pipeline sei von der PKK zerstört worden. Der PKK-Vorsitzende sprach von einer Provokation der Türk*innen, um einen kurdischen Bürgerkrieg zu provozieren. Solche Provokationen durch die Türkei haben eine lange Geschichte. Indem sie Kurd*innen gewaltsam gegeneinander ausspielten, haben sie leider Erfolg.

Zeit für eine neue Politik

Die kurdische Freiheitsbewegung ist die einzige progressive politische Bewegung im Nahen Osten, die nichts mit dem Islam zu tun hat. Die Kurd*innen sind auch die einzigen, die Israel als Staat akzeptieren, obwohl sie die Gewalt gegen die Palästinenser*innen nicht unterstützen. Es ist Zeit für den Westen, eine neue Politik mit dem kurdischen Volk zu beginnen, die PKK nicht länger zu verbieten, und damit den Frieden zu fördern. Nachdem die PKK gegen den IS gekämpft und die türkischen Angriffe abgewehrt hatte, rief sie zum Frieden auf. Eine terroristische Organisation würde sich ganz anders verhalten.

Die kurdische Bewegung hat sich dialektisch entwickelt, und die Entwicklung wird nicht rückwärts verlaufen. Deshalb ist es besser für den Osten und Westen, diese politische Bewegung mindestens anzuerkennen oder zu unterstützen, um einen entwickelten demokratischen Nahen Osten zu gestalten.

ERITREA: LAND OHNE MENSCHEN

Wikimedia Commons

Eritreas Diktator Isaias Afewerki mit dem damaligen US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, 2002

Eritrea ist ein Land, aus dem alle flüchten. Ein Hauptgrund für diese aktuelle Situation ist der Machthaber Isaias Afewerki. Durch seine perfide Strategie der Abschottung sowie durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Schikanen hält er das Land instabil, unterdrückt die Bevölkerung und macht eine Revolution unmöglich. Wenn die Lage so bleibt, wird Eritrea bald ein Land ohne Volk sein.

Sherefedin Mussa
Übersetzung aus dem Englischen
Olivia Fischer

Nach fast dreissigjährigem Krieg mit Äthiopien ging 1993 der Wunsch des eritreischen Volkes nach Unabhängigkeit in Erfüllung. In diesem Krieg verloren tausende Menschen auf beiden Seiten ihr Leben. Doch es ist vor allem die eritreische Bevölkerung, die unter den Auswirkungen des Krieges zu leiden hat. In diesem Krieg flohen viele Eritreer*innen vor den Schrecken des Krieges und dem Verlust ihrer Lebensgrundlage in benachbarte und auch weiter entfernte Länder. Ein grosser Teil des eritreischen Volkes lebt heute über die ganze Welt verstreut. Im Krieg ist die gesamte Infrastruktur des Landes zerstört worden; Tausende verloren ihr Land. Es wurden sogar wilde Tiere gesehen, die wegen der unmöglichen Lebenssituation in die Nachbarländer weiterzogen. Nach all diesen Verlusten war das eritreische Volk froh, endlich die Unabhängigkeit von den äthiopischen Besatzern erlangt zu haben und jetzt sein eigenes Land zu besitzen. Eritrea rief eine demokratische Übergangsregierung ins Leben. Als Vorsitzender derselben wurde Isaias Afewerki bestimmt.

Doch die Hoffnung, welche die Bevölkerung hegte und das, was Afewerki und seine Gruppe planten, waren zwei Paar Schuhe. Afewerki und seine Weggefährten setzten alles daran, die noch jungen Institutionen des Landes zu überlisten, um auf unbegrenzte Zeit an der Macht zu bleiben und den Präsidentenposten für Afewerki zu sichern.

Schikanen gegen innen, Krieg gegen aussen

Afewerki gelang die Machtübernahme und die Errichtung seiner sogenannten Unantastbarkeit dank folgender Strategien: Er sorgte dafür, dass das Land instabil blieb und verunmöglichte jede Art von Investition. Darüber hinaus erschwerte er die Rückkehr der bereits Geflüchteten aus dem Sudan, Äthiopien und Jemen. Wirtschaftliche Entwicklung verunmöglichte er, indem er internationale Handelstätigkeiten unterband, welche nicht über das parteieigene Unternehmen „Red Sea“ abgewickelt wurden, und indem er gleichzeitig die Abgaben für Kleinunternehmer, welche die lokale Arbeitsbeschäftigung und Wirtschaft hätten ankurbeln können, so hoch ansetzte, dass sie Konkurs gingen. Er schikanierte normale Bürger*innen, indem er sie ihres Landbesitzes und ihres Vermögens enteignete. Dies sind nur ein paar Beispiele seiner Innenpolitik, welche dazu führten, dass Eritrea instabil blieb, Afewerkis Macht hingegen an Stabilität gewann.

Wenn wir nun Afewerkis Aussenpolitik betrachten, dann sehen wir, dass er Krieg mit Jemen, Dschibuti und erneut mit Äthiopien führte. Die jungen Leute aus Eritrea werden zur Teilnahme an einem Krieg gezwungen, der weder der Bevölkerung noch dem Staat etwas bringt. Das Schüren von dauernder Instabilität ist die Garantie für den Machterhalt Afewerkis und seiner Partei. Ein weiterer Grund dafür, warum junge Leute aus ihrem Land fliehen, ist der Einsatz von Spion*innen in der Zivilbevölkerung. Dies führte dazu, dass ein generelles Misstrauen unter den Menschen herrscht und deren unablässige Furcht eine Revolution unmöglich macht.

Die Hoffnung auf eine Revolution ist illusorisch

Die Lebensbedingungen und die Menschenrechtssituation in Eritrea wurden von der Europäischen Union und Menschenrechtsorganisationen wiederholt verurteilt. Insbesondere der obligatorische Militärdienst auf unbegrenzte Zeit stand auf dem Protokoll dieser Organisationen, doch Isaias Afewerki trat nicht darauf ein.

Eine Revolution ist in Eritrea ein Ding der schieren Unmöglichkeit. Die einzige Möglichkeit, die jungen Leute von ihrer Flucht abzuhalten, wäre die Abschaffung des unbegrenzten Militärdienstes und die Erlaubnis, kleine Gewerbe im Land aufzubauen. Die Hoffnung auf eine Revolution ist illusorisch, denn von innen gibt es keine Ansätze dazu, und die Opposition in der Diaspora ist bis zum heutigen Tag intern zerstritten. Und auch die internationale Staatengemeinschaft sieht dem Treiben Afewerkis weiterhin tatenlos zu.

Wenn die aktuelle Situation in Eritrea so weiterbesteht, dann können die Flüchtlinge nicht verurteilt werden, denn weder schaffte es die Weltgemeinschaft, die Menschenrechte zu verteidigen, noch ist die Opposition in der Lage, etwas an der aktuellen Situation in Eritrea zu verändern. Dann wird Eritrea bald ein Land ohne Bevölkerung sein.

WAS IST VOM NEUEN IRAN ZU HALTEN?

Nach der Wahl des «Reformers» Rohani zum Staatspräsidenten und dem Nukleardeal mit den Westmächten wird der Iran international hofiert. Dabei wird übersehen, dass die Islamische Republik weiterhin ein repressives Regime ist. Während Jahrzehnten haben es die Hardliner geschafft, an der Macht zu bleiben.

*Kaveh Karimi**
Übersetzung aus dem Englischen und Bearbeitung: Redaktionskollektiv

Wie manche*r politisch interessierte Leser*in weiss, hat der Iran seit dem Ersten Weltkrieg stabilere Staatsgrenzen, wenn man ihn mit anderen Ländern des Mittleren Ostens vergleicht.[1] Die politische Macht in der neueren Geschichte des Irans verteilte sich auf drei verschiedene Kräfte: die Herrschaft der Schah-Monarchie, die älteste und grösste Kraft; die Herrschaft des Klerus, die zweitgrösste und gegenwärtig dominante Kraft; und die dritte und neueste Kraft: die Herrschaft der Säkularen und Republikaner*innen. Der langen Geschichte von Konflikten zwischen diesen Parteien – die immer wieder von wechselnden internationalen Mächten unterstützt wurden – ist es zu verdanken, dass der Iran ein Phänomen der besonderen Art geworden ist.

Wenn wir auf die Regimewechsel in der neueren Geschichte des Irans blicken, sehen wir, dass immerzu die Hardliner an der Spitze der Macht sassen und nie bereit waren, diese mit den Reformern oder der Opposition zu teilen. Der Schaden jedweder Veränderung war bisher in den meisten Fällen grösser als der Fortschritt – einmal abgesehen von einigen kurzen Perioden zwischen den revolutionären Phasen.[2]

Nach der Grünen Bewegung

Die letzte Protestwelle gegen die Isolationspolitik des vormaligen iranischen Präsidenten Mahmoud Ahmadinejad – genannt die «Grüne Bewegung» – wurde vom obersten Religionsführer und Staatsoberhaupt Ali Khamenei 2010 unterdrückt, wobei diese Unterdrückung parallel zum Durchbruch des Arabischen Frühlings im Mittleren Osten geschah. Während dieser Zeit wurden über hundert ehemalige Amtsträger*innen, Journalist*innen und Aktivist*innen verurteilt. Die Unterdrückung war vergleichbar mit derjenigen, die die Islamische Republik nach der Machtübernahme im Jahr 1979 und während des achtjährigen Kriegs gegen das irakische Regimes Saddam Husseins walten liess: Tausende Aktivist*innen wurden damals in Ruhollah Khomeinis Auftrag getötet – unter dem Vorwand, Opposition oder «Gotteslästerer» zu bekämpfen.[3]

Die Unterdrückung der Grünen Bewegung durch Hardliner unter dem direkten Kommando des obersten Führers Ali Khamenei spielte eine entscheidende Rolle für dessen Machterhalt und für den Weiterbestand der Islamischen Republik. Sie zeigte sich einerseits restriktiv gegenüber jeglicher Opposition – inklusive Khameneis einstigen Konkurrenten – und konnte unter Khameneis Oberaufsicht innerhalb des gegenwärtigen Machtzirkels jeglichen Wandel kontrollieren: Das Regime erschien jetzt in einem neuen und modernen Update. 2013 gewann der sogenannte «moderate» Hassan Rohani die Präsidentschaftswahlen. Im Schatten der Hoffnung auf einen Wandel sammelte das Regime in der Folge verzweifelte Oppositionelle, die glaubten, der Nukleardeal mit den USA und anderen Mächten würde dem Iran zu weiterem Wachstum verhelfen und blockierte Gelder zurückbringen.

Nach dem Nukleardeal und der Aufhebung der Sanktionen wurde die iranische Regierung ermahnt, «moderat zu handeln, Vorsicht walten zu lassen und die Spannung nicht durch irgendwelche hastigen Aktionen zu steigern». Das sagte Ban Ki Moon, Generalsekretär der Vereinten Nationen, nur ein paar Wochen nach der Aufhebung der Sanktionen, als die iranische Regierung als Warnung für Israel zwei Raketen mit einer Reichweite von 2000 Kilometern testete.

Hinrichtungen auf neuem Höchststand

Das Leben im Iran war so anders in der ersten Welle des reformerischen Wandels unter dem damaligen Präsidenten Khatami (1997–2005). Damals hatte es gewisse Bürgerrechte und Freiheit gegeben, vor allem für die Jugend auf öffentlichen Plätzen und für Veranstaltungen der Student*innenbewegung an den Universitäten – trotz der langjährigen internationalen Sanktionen. Als stark spürbare Konsequenzen der Sanktionen sind seither die Armutsrate, Obdachlosigkeit und Kinderarbeit auf ein Höchstlevel gestiegen.

2015 gab es beinahe 1000 Hinrichtungen – die höchste Zahl seit 1989. Die iranische Regierung steht offen dazu, dass sie mit Truppen in Syrien ist, und machte mit den letzten Raketentests klar, dass sie Israel weiterhin von der Weltkarte löschen will. Die Nuklearverhandlungen, die Raketentests und eine um täglich 300'000 Fässer gesteigerte Ölproduktion – die dieses Jahr zu einem Vierjahres-Hoch von 3,2 Millionen führte – geben der Islamischen Republik Iran noch mehr Möglichkeiten, Waffen zu lagern und keine Verantwortung für Massenhinrichtungen und gekappte Menschenrechte übernehmen zu müssen, besonders in sozial benachteiligten und abgelegenen Regionen. Die iranische Vorwärtsdiplomatie sowie der Niedergang von Erdoğans Türkei hinsichtlich des Tourismus sind keine guten Nachrichten für Menschenrechtsaktivist*innen. Die meisten internationalen Organisationen beschränken sich darauf,

1 Einer der Hauptgründe dafür ist die Neutralität der damaligen iranischen Regierung, als die Grossmächte die ehemaligen Gebiete des osmanischen Reichs unter sich aufteilten (vgl. Sykes-Picot-Plan).
2 Etwa während der Konstitutionellen Revolution zwischen 1905 und 1907.
3 Die erste Massentötung und Lynchkampagne der Islamischen Republik waren die berühmten Ereignisse des Sommers 1988, als fast 5000 politische Gefangene in den Gefängnissen von Teheran getötet wurden – ohne jeglichen Prozess oder nach einem «Verfahren», das nur wenige Minuten dauerte.

► Seite 22

monatlich oder jährlich auf die schlechte Menschenrechtssituation hinzuweisen. All dies macht die Oppositionellen und Aktivist*innen nur verzweifelter und isolierter. Es ist offensichtlich, dass das Leben in Europa für iranische Geflüchtete aus vielen Gründen schwierig wird, vor allem weil viele westliche Länder nur vorgeben, die Menschenrechte zu verteidigen, in Tat und Wahrheit aber den Geschäftsinteressen Priorität gegenüber dem Leben der Mehrheit der Menschen und deren Lebensqualität im Iran einräumen.

Ein Regime ohne Legitimation

Sicher ist die Islamische Republik Iran als Theokratie ein einmaliges Phänomen bezüglich der Normalisierung ihrer Werte: Sie schaffte es, dass Andersdenkende den obersten Religionsführer, der in limitierter Konkurrenz steht, als offizielle Autorität uneingeschränkt akzeptieren – selbst bei kulturellen Produktionen wie Theater, Film oder Musik. Auch wenn die Aktionen der Opposition gegen das iranische Regime nicht ausreichen, gibt es nicht nur keinen logischen Grund und keine Legitimation für den Fortbestand der Islamischen Republik Iran, sondern es ist auch schockierend zu merken, dass der Iran der Hauptgrund dafür ist, dass der zerstörerische Krieg in Syrien, die Krise im Jemen und die anhaltende Instabilität im Irak und anderen Regionen im Mittleren Osten andauern.

* *Kaveh Karimi war Studierendenaktivist im iranischen Kurdistan und ist ehemaliger Leiter der Jungen Pioniere im irakischen Kurdistan. Er ist freier Journalist.*

WOZ DIE WOCHENZEITUNG

Dank an die Wochenzeitung!

Die Autonome Schule Zürich bedankt sich herzlich bei der Wochenzeitung WOZ für die Hilfe bei der Verbreitung dieser Zeitung.

Die WOZ unterstützt die Papierlose Zeitung – unterstützen wir die WOZ. Am besten mit einem Abonnement, unkompliziert zu beziehen unter:

www.woz.ch/abo/bestellen

FRAUEN IN AFGHANISTAN LEBEN GEFÄHRLICH

Die Situation der Frauen in Afghanistan hat sich seit dem Sturz der Taliban wenig verbessert. Die Mehrheit der Frauen wird zwangsverheiratet – das ist nur eine von vielen Ungerechtigkeiten.

Nafissa Saya

«Vor dem Frauenhaus hatte ich kein Leben. Hier habe ich Lesen und Schreiben gelernt, sogar einen Beruf. Früher hatte ich kein Geld in der Tasche, jetzt habe ich ein eigenes Konto.» Für die 35-jährige Benafsha aus Kabul hat die Flucht ins Frauenhaus alles verändert.

In Afghanistan haben NGOs seit 2002 in verschiedenen Teilen des Landes Frauenhäuser gegründet. Heute sind es insgesamt 14 Häuser, die Frauen auf der Flucht vor Gewalt Schutz bieten. Diese geschützten Räume sind leider sehr nötig.

Afghanistan ist eines der gefährlichsten Länder der Welt. Für Frauen gilt das besonders. Sechzig bis achtzig Prozent der Frauen werden zwangsverheiratet, mehr als die Hälfte davon, bevor sie 16 Jahre alt sind. Wegen des Widerstands traditioneller Politiker war es nicht möglich, Polygamie im Gesetz zu verbieten.

Eine verheiratete Frau gilt als Besitz der Familie. Während sich Männer ohne Einwilligung der Ehefrau scheiden lassen können, braucht eine Frau dafür die Erlaubnis ihres Ehemannes, auch wenn sie von ihm misshandelt wurde. Oft sind Frauen gezwungen, die Kinder der väterlichen Familie zu überlassen. Witwen müssen in der Familie des verstorbenen Mannes heiraten.

Frauen werden wie eine Sache behandelt

Die Frauen in Afghanistan haben einen Berg von Problemen – es wäre oberflächlich, nur über das Kopftuch oder die Burka zu reden. Sie leiden unter körperlicher, sexueller und geistiger Belästigung, täglicher Beschimpfung und Zwangsheirat. Verbreitet ist auch die Praxis, Mädchen oder Frauen gegen ein Tier zu tauschen. Frauen werden wie eine Sache behandelt. Manchmal werden Mädchen auch weggegeben, um eine Kriminaltat ihres Vaters oder Bruders «wiedergutzumachen». Auf diese Unterdrückung reagieren einige mit Selbstmord, manchmal auch mit Selbstverbrennung. Nur einem kleinen Teil der Frauen ist es gelungen, in Frauenhäuser zu flüchten.

In dreissig Jahren Krieg hat sich Gewalttätigkeit weit in der Gesellschaft ausgebreitet. Dazu kommen falsche Traditionen der afghanischen Gesellschaft. Ich nenne sie beim Namen: Fanatismus. Statt der geltenden Gesetze wenden die Stammesältesten und Imame die Scharia an, das traditionelle islamische Gesetz, das Frauen diskriminiert. Die religiösen Autoritäten in Afghanistan interpretieren den Koran und die *Haddith* (Aussagen und Werke des Propheten) falsch und geben ihre eigene Meinung als Worte des Propheten aus. Die fundamentalistische Auslegung dient allein dazu, ihre Macht zu erhalten. Das ist in allen islamischen Ländern zu beobachten.

Freiheit ist nur ein Traum

Warum können die Frauen in Afghanistan nicht unabhängig sein? Zuerst einmal sind ihre Bildungsmöglichkeiten limitiert: Viele Frauen können weder lesen noch schreiben. In manchen Gebieten werde Familien, die ihre Töchter zur Schule schicken, bedroht. Wenn die Mädchen trotzdem zur Schule gehen, wird die Schule angezündet. Die Mehrheit der Frauen darf das Haus nur mit Erlaubnis des Ehemanns verlassen und nicht draussen arbeiten.

Frauen gelten als Personen zweiten Ranges. Viele Männer sagen: «Eine Frau kann nicht alles», oder «Frauen sind schwarze Köpfe». Das bedeutet: «Frauen sind schwach.» So werden Frauen von klein an gedemütigt. Sie sind sich nicht bewusst, dass sie in der Gesellschaft eine Rolle haben und können ihre Bürgerrechte

Direct Relief

Bildung ist der erste Schritt aus der Unterdrückung. Afghanische Mädchen besuchen den Gesundheitskurs einer NGO.

nicht verteidigen. Dazu kommt eine grosse Armut. Frei zu leben ist für junge Frauen in Afghanistan nur ein Traum.

In Afghanistan sind Frauen in allen Belangen von Männern abhängig. Werden sie misshandelt, schweigen sie – obwohl brutale Gewalt gegen Frauen häufig vorkommt. Aus traditionellen Gründen ist es ein Tabu, sogar eine Schande, über Gewalt zu reden. Die «Ehre der Familie» steht über allem. Frauen erhalten keinen Schutz durch den Staat. Die Regierung, die Gerichte und die Polizei sind korrupt und fördern patriarchale Gesetze. Zum Beispiel kann ein Mann seine Frau verlassen, ihr aber die Einwilligung zur Scheidung verweigern.

Der einzige sichere Platz für eine Frau ist derjenige an der Seite ihres Mannes. Sie kann ihren Mann nicht verlassen, hat keinen Ort, wo sie hingehen könnte, keine Chance auf staatliche Unterstützung und keine Rechte. Dadurch werden Frauen seelisch krank und schneller alt.

In den letzten Jahren hat sich im Kleinen etwas bewegt. Ab 2001, nachdem die Taliban gestürzt wurden, haben Aktivistinnen und internationale Organisationen begonnen, über gesellschaftliche Probleme zu sprechen. Sie haben die Gewalt gegen Frauen und das bestehende Gesetz kritisiert, zumindest in jenen Provinzen, in denen die Regierung herrscht. Doch Aktivistinnen oder arbeitende Frauen werden immer wieder bedroht oder gar ermordet.

Zudem werden dreissig Prozent des Landes von der Opposition beherrscht, das heisst vom Terrorregime der Taliban. Dort gibt es kein Gesetz, nur die Scharia. Frauen leben quasi unter Hausarrest. Sie werden gesteinigt, ausgepeitscht, Nasen und Ohren werden ihnen abgeschnitten. Aus diesen Gegenden fliehen viele Leute in die Städte oder ins Ausland.

Sind 14 Frauenhäuser genug?

«Die Realität der alltäglichen Gewalt an Frauen ist heute eher noch schlimmer als vor dem Einmarsch der amerikanischen Truppen im Jahr 2001», schreibt Amnesty International in einer Reportage über Frauenrechtlerinnen.

Sind in einer solchen Situation 14 Frauenhäuser genug? Natürlich nicht. Es gibt unendlich viel zu tun. Im Kampf um mehr Frauenrechte braucht es insbesondere eine Verbesserung der Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen. Sie müssen besseren Zugang zu Bildung erhalten und Auswege aus der Armut finden. Die Gesellschaft muss über Gewalt sprechen und ihre Gesetze ändern.

Wenn eine Frau heiratet, wird ihr gesagt: «Der Platz der Frau ist entweder das Haus ihres Mannes oder ihr Grab.» Das muss sich ändern.

Neue Welle der Gewalt

Richtig Frieden war in Afghanistan seit dem Sturz der Taliban 2001 nie. Doch die Lage hat sich im letzten Jahr dramatisch verschlechtert. Der Alltag in Afghanistan ist lebensgefährlich geworden. 2015 war das gewalttätigste Jahr seit 2001. Die Uno-Mission dokumentiert über 11'000 gewalttätige Vorfälle, welche die Zivilbevölkerung betrafen. Dabei sind 3'545 Menschen gestorben, 7'457 wurden verletzt. Neben dem Terror der Taliban breitet sich auch der Islamische Staat aus. Viele Afghan*innen verlassen ihr Heimatland. In der Schweiz waren sie 2015 die zweitgrösste Gruppe der Asylsuchenden. *Martina Läubli*

KOMMENTAR

IM IRAN WECHSELN NUR DIE SCHAUSPIELER

Khusraw Mostafanejad,
kurdischer Journalist

Die Herausforderungen im Iran nehmen zu. Bei den Parlamentswahlen im Februar 2016 konnten religiöse Reformer einen grossen Erfolg verzeichnen. Dies hat bei westlichen Medien viel Lärm ausgelöst. Aber noch haben in der Judikative und Exekutive die Hardliner die Macht.

Durch das Atomabkommen mit Iran haben sich die westlichen Mächte von Kritikern zu Prahlern gewandelt. Nun denken plötzlich alle, dass keine Atombombe Israel und den Westen bedrohe. Sie nehmen an, Iran sei ein guter Partner. Täglich reisen westliche Politiker*innen nach Teheran, um aus diesem neuen Markt schnell Profit zu schlagen. Die Menschenrechte sind vergessen, obwohl sich die Lage verschärft hat.

Allein innert sechs Monaten von Hassan Rohanis Präsidentschaft wurden mehr als 700 Gefangene hingerichtet. Das sind mehr als alle Hinrichtungen während Ahmadinejads achtjähriger Präsidentschaft. Laut einem Bericht von Amnesty International wurden 60 Minderjährige hingerichtet, darunter ein neunjähriges Mädchen.

Natürlich ist es nicht Rohanis Lächeln, das den Westen in den Iran zieht, sondern die Zufriedenheit über das Atomabkommen und die kapitalistischen Geldbeutel.

Minderheiten stärker unterdrückt

Die meisten ethnischen Minderheiten im Iran werden durch Drohungen zum Schweigen gebracht. Nur die Kurd*innen haben immer für ihre Freiheit, ihr Land, und ihre demokratischen Rechte gekämpft. Das hat sie viel gekostet, etwa tägliche Hinrichtungen. Kurdische Städte werden systematisch umgesiedelt. Kurd*innen werden an die Grenzen vertrieben, und andere Bevölkerungsgruppen, meist Azari-Sprechende, angesiedelt. Bei den letzten Präsidentschaftswahlen vom Februar 2016 wurden Mitglieder der kurdischen religiösen Minderheit der Yarsani durch Zivilsoldaten des Regimes geschlagen, beschimpft, und ihr Bethaus wurde geplündert und zerstört.

Geschichtlich sieht dieser Machtwechsel so aus: Die Hardliner stehen nicht gut da, sowohl bei den Leuten im Iran als auch aussenpolitisch gegenüber dem Westen und Israel. Nachher kommen die Reformer. Sie sind freundlich mit dem Westen, aber auch sie unterdrücken die Minderheiten und Intellektuellen im Iran und verhängen mehr Todesstrafen.

NICHT SANDWICHES, SONDERN INFORMATIONEN BRINGEN WEITER

Die sogenannte Balkanroute ist wieder versperrt. Doch zuvor war die europäische Grenze nach jahrzehntelanger Abschottung fast ein Jahr lang offen. Dass dies möglich war, liegt nicht zuletzt am Einsatz von transnationalen Netzwerken wie «Welcome to Europe» und «Noborder».

Salvatore Pittà

Die plötzliche Wiedereröffnung der Migrationswege entlang der sogenannten Balkanroute im Sommer 2015 ist von grosser Bedeutung. Noch nie war es für Drittstaatenangehörige so einfach, nach Europa zu gelangen. Waren es zu Beginn 200 Migrant*innen, welche die Grenze zwischen Griechenland und Mazedonien passieren durften, sind bis Anfang 2016 über eine Million Menschen über diese Route nach Europa gekommen. Tausende von Menschen versorgten sie während Monaten auf dem Weg. Es dauerte mehr als ein halbes Jahr, bis EU und «betroffene» Staaten eine «angemessene» Antwort fanden, sprich die Grenzen wieder dichtmachten. Nun ist es so weit.

Viele der seit Sommer neu engagierten freiwilligen Helfer*innen suchen bestenfalls nach einem geeigneten Ort, wo ihnen noch erlaubt wird, die gesammelten Reste aus den Kellern und Estrichen der westeuropäischen Zuvielgesellschaft loszuwerden. Sie nehmen die behördlichen Anordnungen einfach so zur Kenntnis, ziehen sich zurück und überlassen die Zurückgebliebenen ihrem Schicksal – genau dann, wenn sie unschuldig und nach der gefährlichen Überfahrt im Gefängnis sitzen, bevor sie höchstwahrscheinlich zurück in die Türkei deportiert werden. Währenddessen suchen Menschen auf beiden Seiten der Ägäis verzweifelt nach einer Alternative und versuchen zu verstehen, was die immer wieder von Neuem und urplötzlich gefällten Entscheide der verschiedenen «Player» für sie bedeuten, wie sie ihren Alltag und ihre Erfolgsaussichten beeinflussen.

Gerüchte verbreiten sich im Lauffeuer, Desorientierung und Angst nehmen Überhand, und das in einem zunehmend isolierten Umfeld, in dem falsche Entscheide schnell lebensgefährlich sein können. Keine Frage: Nicht Socken, Sandwiches und Mineralwasser brauchen die Migrant*innen jetzt, sondern vertrauenswürdige Informationen und unabhängige Kontakte, die ihnen helfen, das Ganze zu verstehen und weiterzukommen. In diese Bresche springt *Welcome to Europe*, und zwar nicht erst seit gestern. Das macht es für die Menschen auf dem Weg nach Europa zu einem besonderen Netzwerk.

Internationalisierung der Migrationspolitik

Bereits Mitte der neunziger Jahre gab es in verschiedenen europäischen Ländern antirassistische Netzwerke, die sich digitaler Medien bedienten. Die internationale Vernetzung entstand im Zuge der öffentlichen Proteste gegen den Gipfel des Europäischen Rats im finnischen Tampere im Oktober 1999. Die Asyl- und Migrationsbewegung antwortete zwei Monate später mit der Gründung von *Noborder*, einem losen transnationalen Netzwerk von antirassistischen, antikapitalistischen und emanzipatorischen Aktivist*innen, die fortan mittels Mailingliste gemeinsame Strategien und Aktionen diskutierten, entwickelten und durchführten. Es entstanden eine Homepage und verschiedene Kampagnen, so zum Beispiel gegen Ausschaffungsflüge oder das globale Migrationsmanagement der *International Organization for Migration IOM*. Mit der Zeit diversifizierten sich die Handlungsfelder und Kommunikationsmittel der *Noborder*-Bewegung: Deren Homepage ist seit Jahren verwaist, dafür gibt es etliche der *Noboder*-Philosophie zugewandte Netzwerke mit ihren eigenen digitalen Produkten.

«We welcome all travellers on their difficult trip and wish you all a good journey – because freedom of movement is everybody's right!»

Von grosser Bedeutung für die *Noborder*-Netzwerke ist schliesslich die im Herbst 2014 entstandene Hotline *Watch The Med Alarmphone*, die seit einem Jahr auch in der Schweiz präsent ist. Die Lancierung des *Alarmphones* fiel mit dem Ende von *Mare Nostrum*, der italienischen Seerettungsmission zusammen. Seither kann das *Alarmphone* rund um die Uhr von Bootsflüchtlingen aus dem Mittelmeer angerufen werden, etwa um bei Seenot Rettungshilfe anzufordern. Dem *Alarmphone* kommt auch die Bedeutung zu, die aus der *Noborder*-Bewegung entstandenen Netzwerke wieder zur Kooperation zu gewinnen. Schichtteams aus Nordafrika und Europa wechseln sich mit der Betreuung des *Alarmphones* ab und gewährleisten so eine Präsenz rund um die Uhr. Innerhalb eines Jahres konnten so nicht nur Hunderte von Flüchtlingsbooten geortet und sichtbar gemacht, sondern auch entscheidend Einfluss auf deren Seenotrettung genommen und die europäische Bevölkerung über das Sterben, Leiden und Verschwinden im Mittelmeer sensibilisiert werden, das sie mit verantwortet.

Underground Railroad 2.0

Seit der ersten Hälfte der Neunziger finden internationale *Noborder*-Camps an den EU-Aussengrenzen statt, bei denen sich Aktivist*innen *face-to-face* treffen und kennenlernen. An den Camps wird die Vision der globalen Bewegungsfreiheit, d. h. Personenfreizügigkeit ohne Verlust von Rechten für alle Menschen, weiter entwickelt und in die Praxis umgesetzt. So entstand im Sommer 2009 in einem *Noborder*-Camp auf der griechischen Insel Lesbos das Netzwerk *Welcome to Europe*. Während des Camps besannen sich die Teilnehmenden auf die vor dem amerikanischen Sezessionskrieg entstandene *Underground Railroad*, einem Fluchtsystem für schwarze, der Sklaverei unterworfene Menschen, die von den Süd- in die Nordstaaten fliehen wollten. Im Kampf gegen die Sklaverei hatten sich Gegner*innen vernetzt, um notwendige Hilfe entlang der *Underground Railroad* zu koordinieren.

Welcome to Europe nahm diese Idee auf und verband sie mit den Mitteln heutiger Kommunikationstechnologie. Seitdem betreibt das Netzwerk einen Webguide für Migrant*innen, auf dem in den vier wichtigsten Migrationssprachen Englisch, Französisch, Arabisch und Farsi vertrauenswürdige Kontaktstellen und unabhängige Informationen veröffentlicht werden. Über Mail werden Beratungen angeboten, auf der Homepage, aber auch an Brennpunkten der Migrationsrouten werden Flug- und Merkblätter verteilt. Ebenso produziert *Welcome to Europe* Broschüren mit Hinweisen und Informationen

Moving Europe

Infotafel am griechisch-mazedonischen Grenzübergang in Idomeni, November 2015

zu einzelnen Ländern oder Themen wie das Dublin-Verfahren, minderjährige Migrant*innen, der neue EU-Türkei-Deal usw. Zudem bilden gut verankerte Gruppierungen und Einzelpersonen lokale Netzwerke, die die Menschen vor Ort begleiten, insbesondere wenn es sich um Fälle von internationaler Dimension handelt.

Kommunikation in der Migration

Im Grunde sammelt und produziert *Welcome to Europe* schlicht Wissen, das Menschen auf dem Weg nach Europa nützlich sein kann, um weiter zu kommen, und stellt es ihnen über verschiedene, dem Bedarf angepassten Kanälen zur Verfügung. Das tönt banal, ist es aber ganz und gar nicht, im Gegenteil. Denn Wissen und Kommunikationsmittel sind für Menschen auf der Reise von zentraler Bedeutung. Grenzübertritte sind meistens riskant und Telefonate oft nicht möglich. Bei der Vorbereitung, auf dem Migrationsweg und bei der Ankunft im vermeintlich «gelobten Land» helfen GPS, Such- oder Übersetzungsdienste, eine Orientierung in der fremden Umgebung zu finden, was den Ankommenden eine gewisse Autonomie und Sicherheit gibt. Zudem sollen die Familien zu Hause wissen, dass man heil angekommen ist. Umso bedenklicher, dass die hiesigen Medien und selbst viele freiwillige Helfer*innen erst letztes Jahr zu merken begannen, dass Migrant*innen es durchaus verstehen, Mobiltelefone und Internet in ihrem Interesse zu nutzen.

Die Wiedereröffnung der Balkanroute

Dass die Grenzen entlang der sogenannten Balkanroute für Migrant*innen im Sommer 2015 geöffnet wurden, war schliesslich weder gottgegeben noch ein Geschenk der Mächtigen. Bereits Monate zuvor registrierte *Welcome to Europe* zunehmend Anfragen aus Südosteuropa. Aus diesem Anlass unternahmen Aktivist*innen des Netzwerkes eine Erkundungsreise entlang dieser Route. Alte Kontakte mit lokalen Partnern wurden erneuert und neue geknüpft. Am Morgen des 26. Juni erhielt das *Alarmphone* die Nachricht, dass eine Gruppe von etwa 200 Migrant*innen von der mazedonischen Grenzbehörde mit Gewalt in einen Wald zurückgedrängt wurde. Mehrere Personen wurden dabei verletzt, das Wetter war schlecht, und die Gruppe kannte das Gelände nicht. Mittels GPS-Daten konnte die Gruppe in der Nähe des nordgriechischen Dorfes Idomeni geortet werden. Da es sich nicht um eine Seegrenze handelt, leitete das *Alarmphone* den Hilferuf an *Welcome to Europe* weiter. Dank Mail und Facebook wurden innert einer Stunde Aktivist*innen kontaktiert, die sich aufmachten, um Hilfe vor Ort zu leisten. Danach verhandelten sowohl auf griechischer wie auf mazedonischer Seite ortskundige Aktivist*innen mit den Grenzbehörden, während andere aus der Ferne das UNHCR, grössere NGOs und Medien aus Südosteuropa, England und Frankreich über die Ereignisse informierten. Nach einer Woche war der Durchbruch geschafft: Die Migrant*innen konnten – ausnahmsweise – in kleinen Gruppen die Grenze legal passieren. Die Nachricht wurde daraufhin per soziale Medien verbreitet und erreichte in Windeseile die ägäische Küste und den Nahen Osten.

Schliesslich blieben die Grenzen bis Ende November 2015 und teilweise bis Februar 2016 für mehr als eine Million Menschen offen, die sonst nie so einfach nach Europa gelangt wären – grauenhafte Bilder hin oder her, die übrigens nie entstanden, wenn die Menschen freie Fahrt erhielten, sondern immer dann, wenn die Staaten verzweifelt versuchten, der «Lage Herr zu werden», sprich irgendwelche Grenzabschnitte dichtmachten, um «Migrationsströme besser zu steuern».

Wo ein Ziel ist, da ist auch ein Weg

Dass *Welcome to Europe* im westlichen Europa nicht so bekannt ist, hat einen einfachen Grund: Es konzentriert seine Anstrengungen auf die Menschen auf dem Weg nach Europa, also an dessen Grenzen und darüber hinaus. Aus dem intensiven Austausch mit ihnen und mit solchen, die es bereits geschafft haben, erfahren wir, was wer wo braucht, um sein/ihr Ziel zu erreichen. Durch die Anwesenheit in mehreren Dutzend Ländern und feste Bindungen zueinander erhalten wir einen Überblick darüber, wie sich das europäische Grenzregime vor Ort auswirkt. Wir klären die Menschen auf über ihre Rechte und analysieren die Hindernisse, die ihnen in den Weg gestellt werden. Wir bemächtigen sie so, den Weg zu beschreiten, den sie sich vorgenommen haben. Wir gehen davon aus, dass nicht wir oder die vielen freiwilligen Helfer*innen die Held*innen sind, sondern sie selbst: die, die sich auf den Weg machen und den Hindernissen trotzen, immer häufiger unter Lebensgefahr.

Wir können sie nur unterstützen. Seit Neuestem wissen wir aber: Ab und an können wir das Grenzregime aus dem Gleichgewicht bringen und so unzähligen Menschen zu einem besseren Leben verhelfen, mit dem Flügelschlag eines Schmetterlings einen Tornado auslösen. Wir wissen nun: Es ist möglich! und gehen gestärkt aus diesen Ereignissen hervor. Denn es mag beelendend sein zuzuschauen, wie sich viele vom Engagement wieder abwenden. Aber getragen werden wir von der Einsicht, dass wir mit den Übriggebliebenen mehr sind als zuvor – und um eine wichtige Erfahrung reicher.

Welcome to Europe kann man unterstützen

Die Arbeit des Netzwerks *Welcome to Europe* beruht durchgängig auf freiwilligem Engagement. Kosten für Infrastruktur, Kommunikation, Kontakt- und Recherche-Reisen sowie internationale Treffen werden grösstenteils von den Freiwilligen selbst getragen. Das Netzwerk freut sich über jedwede finanzielle Unterstützung, die insbesondere zugunsten ihrer aktivsten Freiwilligen mit prekären Aufenthalts- und Arbeitsbedingungen aufgewendet wird.

SPENDENKONTO
Watch The Med Alarmphone Schweiz –
Mit Sitz in Zürich
PC: 61-172503-0
IBAN: CH21 0900 0000 6117 2503 0
VERMERK: Welcome to Europe

Weiterführende Links
- www.w2eu.info
- http://live.w2eu.info
- www.alarmphone.org
- www.alarmphone.ch

ICH KAM ALS AUSSERIRDISCHER IN EUROPA AN

Je suis Sack Mike Philippe, in Zentralafrika geboren und 2013 nach Europa geflohen. Je suis un homme de frontière. Das sage ich gleich zu Beginn: Das, was ich auf meiner Flucht erlebt habe, wünsche ich nicht meinem schlimmsten Feind. Ich werde hier nur einen kleinen Teil meiner Flucht erzählen, wie ich von Marokko nach Spanien gekommen bin.

Sack Mike Philippe
Aufgezeichnet von Judith Keller

Die wirkliche Hölle für die Flüchtlinge ist Marokko. Le marocain il est raciste, agressif avec les noirs, malhonnête, hypocrite, mais très très ouvert. Dort habe ich meinen besten Freund Mohamed Champagne und meine beste Freundin Ma kennengelernt. Mohamed Champagne, der Robin de bois de Tanger, wie er sich nannte. Un grand bandit. Jetzt ist er leider im Gefängnis. Ohne ihn wäre ich nicht hier. Ich hatte mir in Melilla beim Versuch, über den EU-Zaun zu klettern den Fuss gebrochen. Das Leben im Wald, die Gewalt der Grenzwächter und die ganze Situation hatten mich so angeschlagen, dass ich einen anderen Weg suchte. Ich hatte dort Leute getroffen, die seit fünf Jahren vor dem Zaun lebten. Das hat mich deprimiert. In Tanger fand ich eine Arbeit, Holzscheite aus einem Lastwagen ausladen, um ein Hamam zu heizen. In einer Diskothek habe ich Ma kennengelernt. Ohne sie wäre ich jetzt nicht hier. Sie hat eine Wohnung gefunden für uns. In diesem Zusammenhang ist mein späterer Freund Mohamed Champagne aufgetreten, klein und schmächtig, aber souverän. Er kam als Wohnungsbesitzer, öffnete die Tür, öffnete den Wasserhahn, Wasser kam, betätigte den Lichtschalter, Licht war da, alles funktionierte, wir waren zufrieden. Ab und zu kam er vorbei und wir gaben ihm so viel Geld für die Miete, wie wir gerade hatten. Nach zwei Monaten aber stand plötzlich ein Mann vor der Türe und versuchte sie vergeblich mit seinem Schlüssel zu öffnen. Es war der richtige Besitzer der Wohnung, der sein Schloss ausgewechselt fand. Wir suchten überall nach Mohamed Champagne und fanden ihn. Die anderen wollten ihn verprügeln, aber ich sagte, attendez un peu, on va se parler. C'est pas grave, sagte Mohamed Champagne ruhig. Ich kann dir nichts zurückbezahlen, mon frère, aber komm mit und nimm, was du willst. Er nannte mich immer mon frère. Er führte mich in seine Wohnung, die vollgestopft war mit Telefonen, Fernsehern, Matratzen, Lampen, Kleidung, Geschirr und Musikanlagen. Bedien dich, sagte er, du kannst alles auf dem Markt verkaufen. So wurden wir Freunde.

Von Zentralafrika in die Schweiz:
Der Fluchtweg von Sack Mike Philippe

Zum Glück konnten wir in der Wohnung bleiben. Der Wohnungsbesitzer verstand unsere Situation, er machte uns einen kleinen Vertrag und wir bezahlten noch weniger Miete als vorher. Aber ich wollte nicht mit Ma allein in der grossen Wohnung wohnen, wenn draussen überall Leute schliefen. Zuerst war sie nicht begeistert, aber dann hat sie mich verstanden. Also haben wir fünf Frauen aufgenommen, jede hatte auf der Flucht ein kleines Kind bekommen. Sie wohnten ab jetzt im zweiten Zimmer. Fünf junge Männer schliefen im Salon. Sie nannten mich alle Papa Philippe. Wir machten einen Putzplan, Mohamed Champagne installierte uns Internet. Jeder durfte eine Stunde pro Tag ins Internet. Und jeden Tag hielten wir das Bad eine Stunde frei für Ma, die als Coiffeuse arbeitete. Zuerst gab es nur Kartons am Boden, aber Mohamed Champagne brachte uns bald gute Matratzen und gute Kleider aus reichen Wohnungen für die Kinder. Fünf Mal hatte ich Männern aus der Wohnung die Überfahrt bezahlt. Mohamed Champagne hat uns mit dem Geld geholfen. Alle haben überlebt. Geh nicht, Papa Philippe, sagten die Frauen, was sollen wir ohne dich machen? Aber ich musste endlich nach Europa, ich konnte nicht in Marokko bleiben.

Ceux qui vivent, vivent,
ceux qui meurent, meurent

Von Tanger aus sind es nur ein paar Kilometer bis Gibraltar. Es gibt drei Möglichkeiten, nach Europa zu kommen. Es gibt die schwierigste, die schwierige und die am wenigsten schwierige. Wenn du Geld hast, wirst du in einem Auto nach Spanien geschmuggelt. Wenn du zwischen 1000 und 1500 Euro hast, nimmst du eine pirogue mit Motor für zehn bis fünfzehn Personen. Falls du nur 100 bis 150 Euro hast, suchst du dir ein paar andere und ihr kauft zusammen ein Schlauchboot, du bastelst die Paddel selbst. Von den Schlauchbooten gibt es solche à 150 Kilo für vier Personen, solche à 500 Kilo für acht Personen und solche à 1000 Kilo für 16 Personen. Aber überall sind fast doppelt so viele Leute drin. Weder ein Schlauchboot noch eine pirogue sind für eine Meeresüberquerung gemacht, on est bien d'accord. Wenn du Geld hast, kaufst du dir noch eine Schwimmweste. Es gibt solche für eine Stunde, das sind die billigsten, solche für zwei Stunden und solche für drei Stunden und mehr. Nein, diese Schwimmwesten sind eben nicht dafür gedacht, dein ganzes Leben im Mittelmeer zu verbringen. Wenn du gar kein Geld hast, nimmst du einen Autoschlauch mit.

Es ist teuer, von Tanger bis an die Küste zu kommen. Du brauchst dafür ein Mafiataxi. Einmal am Meer, willst du nicht nach Tanger zurück, du willst endlich los und steigst ein. Niemand rechnet damit, bis nach Spanien zu rudern. Il faut que Dieu t'assiste. Deine einzige Chance ist das Rote Kreuz. Bei der ersten hohen Welle überschlagen sich die überfüllten Boote. Ceux qui vivent, vivent, ceux qui meurent, meurent.

Il faut vraiment pagayer

Aber bevor du losrudern kannst, musst du die Landgardiens und Meergardiens überwinden. Du schläfst zwei bis drei Tage im Wald auf den Felsen und liest die Bewegungen der Gardiens unter dir. Du kennst ihre Gebete, du weisst, wann sie müde werden. Du weisst, dass sie schlecht bezahlt sind, du weisst alles von ihnen. Alle fünfhundert Meter haben sie ihre Zelte. Sie spüren unsere Blicke. Sie haben Angst vor uns. Und sie sind wütend, weil sie schlafen wollen. A cause de vous on ne dort pas. Sobald sie uns sehen, pfeifen sie und die anderen Gardiens rennen mit ihren Gummiknüppeln herbei. Aber jedes Mal denkst du, dieses Mal schaffst du es. Du bist also oben auf den Felsen, sie sind unten. Du studierst sie ganz genau, wie eine Katze die Maus. Irgendwann werden sie müde. C'est là. Dann ziehst du die Schuhe aus, rennst barfuss vom Berg herunter. Es ist das Licht des frühen Tages, du bist aufgeregt. Tu as l'émotion.

Es war mein achter Versuch am 13. August 2013, ein Tag vor meinem Geburtstag. Ich war in einem Schlauchboot à 500 Kilo, anstelle von acht waren wir zwölf Personen.

Wir sind um vier oder fünf Uhr morgens losgefahren. Man muss sehr sehr schnell rudern, um weit genug zu kommen, damit dich das Rote Kreuz finden kann. Links und rechts wird gerudert, in der Mitte stehen ein paar und schaufeln das hereingekommene Wasser aus dem Boot. Du musst Muskeln haben, du musst wirklich Muskeln haben. Du darfst nicht müde werden, du musst wirklich rudern. Il faut pagayer, pagayer, vraiment travailler. Mais tu as l'émotion. Tu oublie la douleur, c'est la trance. Etwa sieben Kilometer gegen die Wellen, aber du kommst nicht so weit. Neben der Kälte des Wassers ist es das Wetter, das dich tötet. Es gibt Nächte mit viel Wind, vielen Wellen, drei Meter hohen Wellen. Manchmal aber ist das Meer ruhig wie ein Teppich und du könntest eigentlich einfach hinüberspazieren. In jener Nacht waren die Wettervorhersagen weder ganz schlecht noch sehr mild. Es war eine Nacht nach Ramadan. Wir wussten, dass die Gardiens uns lassen würden, dass sie ein Opfer bringen diese eine Nacht. Aus diesem Grund gab es viele Boote. Etwa vierhundert Schlauchboote in jeder Grösse waren unterwegs. Das Ufer ist lang, aber ihr findet euch wieder in gleicher Richtung. Im Wasser habe ich Leichen gesehen, die in Schwimmwesten an uns vorbeigetrieben sind, auch Kinder waren darunter. Auch noch lebende Menschen trieben im Wasser und schrien. Aber wir konnten nichts machen wegen des Gewichts. Du denkst in diesem Moment nur an dich. Erst später sinken die Toten ab, werden von einem Wasserwirbel verschluckt oder an den Strand gespült. Sie waren zu früh losgefahren, vielleicht schon um Mitternacht oder um zwei Uhr morgens. Sie waren schon zu lange im Wasser. Aber es ist die Kälte, die dich tötet, auch wenn du eine Schwimmweste trägst. Das Rote Kreuz macht erst um fünf Uhr morgens seine Runde, darum darfst du nicht zu früh losfahren. Nach etwa drei Kilometern hat auch uns eine Welle umgeworfen. Sobald ich im Wasser war, habe ich mich am Boot festgehalten. Wir waren schon weit im Meer.

C'est comme si tu as vu Dieu

Dans l'eau tu vois le bateau du croix rouge, c'est comme si tu as vu Dieu. Ça a une couleur orange. Oui, tu es mort, tu le savais, a côté de toi il y a des morts, subitement tu vois Dieu, tu es sur, que oui, j'ai vu Dieu. Tu vois comment ça viens. Sie kommen nicht direkt auf dich zu, wegen der Wellen, sie machen einen Umweg, drehen sanft um dein Boot, dann fischen sie dich mit merkwürdigen Apparaten aus dem Wasser. «C'est fini, calme toi, c'est bon», sagen sie. Jetzt ist alles fertig. Jetzt beginnt die Zukunft. Jetzt hast du alles hinter dir. Sie geben dir eine Wärmedecke. Dann suchen sie weiter. Du bist überglücklich, du willst nur noch zum spanischen Ufer. Alle schreien vor Freude. Es gab in jener Nacht etwa zweihundert Tote. Etwa neunzig Leute wurden gerettet, von unserem Boot haben alle überlebt. Wir waren nur zwanzig Minuten im Wasser. Sie suchten noch eine Weile, aber wenn sie niemanden mehr finden, wenden sie Richtung Spanien. Es dauert nur dreissig Minuten bis zum Ufer von Tarifa, es sind nur vierzehn Kilometer. Ich habe gehört, dass es Gerettete gibt, die am Ufer von Tarifa vor Freude sterben. Ils meurent de l'émotion. Sie haben es vielleicht zwanzig Mal versucht und jetzt, am Ufer des Paradieses angekommen, sterben sie vor Freude. Ich kann es mir aber nicht richtig vorstellen, wie soll das gehen, jetzt beginnt doch das Leben. Wenn du ankommst, kommst du als Ausserirdischer an. Alle wissen, dass es unmöglich ist, das Meer zu überqueren. Du kommst an wie ein Wunder. Alle machen Selfies mit dir. Im Arztbüro gibt es überall Fotos von uns. Sie wissen, wenn du das geschafft hast, bist du ein Ausserirdischer. Jetzt ist die Frage, wie man von einem Ausserirdischen zu einem legalen Menschen wird. Ich warte. Il y a toujours une solution. Il faut toujours regarder devant et réfléchir. Tu t'accroches sur Dieu et l'espoir. Et maintenant que tu connais mon histoire, tu comprend, pourquoi je suis obligé de rire tous les jours.

SCHREI AM ZAUN

Mans

Die verfluchten Waffen
Jagten mich in die Flucht
Entwurzelt und enteignet
Entehrt und entbehrlich
Nackt und mager
Mit dem verdammtem Schicksal
Muss ich wohl hadern
•
Die Seele eingemauert
Der Körper ausgelaugt
Das Lächeln verkrümmt
Gequälte Hoffnung
Verstummte Stimme
Bin nur ein Hauch
•
Kopf hoch, und renn!
Schwimm!
Kriech!
Du verdammtes Wesen
Greife! Nach dem Strohhalm
Greif nach Luft
Greife! Greife!
•
Hallo Europa!
Zaun! Mauer!
Polizei, Armee
Uniform, Schlagstöcke
Angst! Kälte,
Hunger!
Europas Schoss
hat keine Wärme
•
Beharre!
Europas Waffen
Singen noch
Amerikas Flugzeuge
dröhnen noch
und die Schergen
warten noch.
•
Menschlichkeit!
Meine Menschlichkeit
hol ich mir
Wie auch immer

PLANETARISIERUNG!

LERNEN AUS DEM AFRIKANISCHEN ARCHIV

Ausgehend von Südafrika spricht der Politikwissenschaftler Achille Mbembe über Zusammenhänge von Rassismus, Kapitalismus und räumlicher Segregation. Vor allem aber beschäftigt die Frage: Wie weiter? Was ist das Potential, mit dem der afrikanische Kontinent in eine neue Zukunft aufbricht?

Interview von Tim Zulauf, Johannesburg, August 2015

Was in der kapitalistischen Logik zählt

Tim Zulauf: Sehen Sie in Südafrika neue Rassismen? Etwa weil die nach der Apartheid installierte, streng neoliberale Wirtschaftsordnung selber gesellschaftliche Segmentierungen vertieft?

Achille Mbembe: Ja, ganz bestimmt. Wir beobachten eine Beschleunigung solcher Trennmechanismen. Aber wir müssen auf ein Paradox der neoliberalen Produktion von Raum achtgeben. Wir sehen einen doppelten Prozess von De-Segregation und Re-Segregation. Es sind zwei Dynamiken gleichzeitig: Die Dynamik der De-Segregation betrifft vor allem die neue schwarze Mittelklasse. Sie wohnt in Suburbs, in bestimmten *gated communities*. Die Forschung zeigt – vor allem in Johannesburg, wo dieser Trend eingesetzt hat –, dass die Zahl der Nicht-Weissen, die in *gated communities* umziehen, in den letzten zehn Jahren aussergewöhnlich gestiegen ist. In Johannesburg vollzieht sich also eine riesige Bevölkerungsbewegung vom *East-Rand* zum *West-Rand*, wo Siedlungsplaner in hunderte Hektaren Land investieren und ein Lebensmodell mit einem Minimum an Sicherheit und einer besseren Balance von Individualismus und Gemeinschaftsleben anbieten. Dieser Lebensstil unterscheidet sich von dem, was die Leute aus ihren unterschiedlichen schwarzen, indischen oder farbigen Townships kennen. Dieses Modell wirkt anziehend, und in solchen *gated communities* findest du die erhoffte südafrikanische «Rainbow-Nation» in Aktion. Aber zur gleichen Zeit findet ein Prozess der Re-Segregation und der Re-Territorialisierung von Armut statt. Vor allem über die vielen «informell» genannten Siedlungen, die in der Stadt um Raum ansuchen. Diese verschränkten Dynamiken von De-Segregation und Re-Segregation werden wir genauer untersuchen müssen.

TZ: Aufgrund Ihrer Thesen könnte man polemisch fragen: Wenn Sklaverei zur Entstehung des Kapitalismus nötig war, kann Kapitalismus dann jemals von Rassismus heilen? Ergibt das nicht einen Kurzschluss?

AM: Das ergibt einen Kurzschluss, ja, bezüglich der Verortung von Rasse im Kapitalismus. Es sei denn, wir verstehen Rassifizierung als etwas, das dem Kapitalismus eigen ist. Und wir verstehen unter Rassifizierung nicht einfach nur die Verwandlung von Menschen in Schwarze. Denn die kapitalistische Logik strebt danach, alles und alle in Objekte zu verwandeln. Ich denke, das ist der grundlegende kapitalistische Impuls: Menschen, natürliche Ressourcen, mineralische Ressourcen, Ressourcen der Biosphäre, wenn möglich die Luft, die wir atmen… in etwas zu verwandeln, das verkauft und gekauft werden kann. Die zivilisatorische Logik – um den alten Begriff «Zivilisation» wieder einmal zu benutzen – bestand darin, eine ganze Reihe von grundlegenden Trennungen einzurichten: Natur und Kultur, das menschliche Wesen im Unterschied zum Objekt… Aber wie wir sehen, bröckeln diese trennenden Wände, die die Menschen davor schützen, Instrumente zuhanden anderer Instrumente zu werden. Und das schafft eine Klasse von Menschen, denen alles fehlt, und die selber immer überflüssiger werden. In der kapitalistischen Logik zählen sie einfach nicht. Und wer nicht zählt, wird zur loszuwerdenden Last. Hier setzt das Wiederaufleben von Ideologien und Praktiken ein, die aufräumen und Unerwünschtes ausradieren wollen. Wenn wir also nicht jetzt gegen den Kapitalismus vorgehen, werden immer mehr solcher Impulse der Reinigung freigesetzt: Ethnische Säuberungen, Genozide, Massaker. Wir sehen deren Elemente in allen Kriegen, die weltweit geführt werden. Ob durch primitive Techniken der Enthauptung oder fortgeschrittene mit Drohnen-Bombardierungen oder anderen Formen von Nano-Technologie.

Das planetarische Zeitalter und das Archiv Afrikas

TZ: Sie haben herausgearbeitet, wie Erzählungen über «den Anderen», «den Schwarzen» die europäische Identität herzustellen halfen. In den neunziger Jahren gab es neue Formen von *black consciousness,* wie etwa das Detroiter Techno-Duo Drexciya. Nach dessen Mythos stammten Drexciyans, mythische Unterwasserwesen, von Sklav*innen ab, die beim atlantischen Transport über Bord geworfen worden waren. Hier entsteht das Bild einer neuen transatlantischen Spezies, das die Geschichte der Sklaverei unterwandert. In der europäischen Kultur-Linken hingegen herrscht das Modell «Radikale Demokratie» vor, geprägt von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Demnach verschiebt eine «radikale» Demokratie ihre Identität stets, aber immer im nationalen Rahmen und in Abgrenzung von einem feindlichen Aussen, also durch ein konstantes «Othering». Wenn Sie über universelle Politiken sprechen, scheinen Sie auch transnationale Narrative mitzudenken …

AM: Definitiv!

TZ: Und wo sehen Sie hierzu Potential in der *black history*?

AM: Nun, da gibt es sehr viel! Einmal worauf Sie sich beziehen: Die ganze afrofuturistische Bewegung, die Idee von Mobilität, die Vorstellung einer ausserirdischen Existenz, die nicht vom Nationalstaat, aber auch nicht von diesem Planeten eingegrenzt ist. Es gibt eine Vielzahl von imaginären und kulturellen Ressourcen, die wir fruchtbar machen können: Science-Fiction, Techno-Musik, Poesie… Aber da ist auch der objektive Umstand der Endlichkeit unseres Planeten. Der Umstand, dass wir in ein Zeitalter eingetreten sind, in dem wir erkennen müssen, dass die Menschheitsgeschichte nur ein kleiner Teil der Erdgeschichte ist, dass die menschliche Geschichte verzahnt ist mit derjenigen unzähliger anderer Spezies, und dass die menschliche Spezies nur eine unter vielen anderen ist.

Wir wissen: Sollten die gegenwärtigen Trends anhalten, wird das zur Auslöschung der Menschheit als solcher und zu der unseres Planeten führen. Wir treten also in eine Phase planetarischen Bewusstseins, die uns objektiv aufzeigt, wie begrenzt ein nationalstaatliches Bewusstsein ist. Und wie sehr die Zukunft, ganz sicher die Zukunft des Kontinents Afrika, von unserer Fähigkeit zu ökologischen Aushandlungen abhängt. Und davon, ob es uns gelingt, diesen riesigen Kontinent der Zirkulation zu öffnen – was die Abschaffung aller vom Kolonialismus ererbten Grenzen bedeutet. Was weiter die

Öffnung des Kontinents für eine neue Phase der Immigration bedeutet. So wird dieses neue Zeitalter der Planetarisierung und Zirkulation objektiv die Vorstellung einer anderen Form von «Welthaltigkeit» *[Worldliness]* erlauben. Eine, die den alten, kolonialzeitlichen Konzeptionen den Rücken kehrt – ganz bestimmt der Sklaverei. Also kann uns das «schwarze» Archiv, das Archiv Afrikas, helfen, all das fruchtbar zu machen, was wir brauchen, um uns eine andere zukünftige Welt vorzustellen.

Afrika re-zentrieren

TZ: Länder wie China und Russland stecken in wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sie mit neuen Nationalismen zu kontrollieren versuchen. Was passiert mit der Öffnung, von der Sie sprechen, wenn China in Afrika investiert …

AM: … um den Kontinent auszubeuten, ja.

TZ: Ist das eine neokoloniale Massnahme? Stellt die Öffnung Afrikas somit nicht auch eine Gefahr dar?

AM: Oh, sicherlich. Es muss eine gut ausgearbeitete, ausgehandelte Öffnung sein, keine naive! Das Gesamtziel ist, Afrika zu seinem eigenen Zentrum zu machen, es zu re-zentrieren. Diese Re-zentrierung ist gut für alle – für Amerika, Europa, Lateinamerika, China, Indien und den Rest. Ein Kontinent im Zerfall dagegen gefährdet jede*n. Um sich zu re-zentrieren, muss der Kontinent aber paradoxerweise zum weitläufigen Raum innerer Zirkulationen werden. Und das erfordert die Aufhebung, den Rückbau und das Ausserkraftsetzen der kolonialen Grenzziehungen. Denn der Erhalt dieser Grenzen ist extrem hinderlich.

Kein*e Afrikaner*in ist heute in irgendeinem Teil der Welt benötigt oder erwünscht. Niemand will diese Leute, die das Mittelmeer zu überqueren versuchen und an den Küsten von Spanien, Italien oder Griechenland stranden. Und es gibt keinen Grund für sie, dorthin zu gehen. Denn der Kontinent ist gross genug, um jede*n einzelne*n Afrikaner*in unterzubringen, und mehr als Afrikaner*innen selbst. Er ist voll mit allem Nötigen, so dass niemand wegzulaufen braucht. Wie gelangen wir also zurück zu diesen Grundlagen? Indem wir die internen Grenzen aufheben. Indem wir den Leuten ermöglichen, frei zu zirkulieren, zu handeln wo immer sie können, ihre Fähigkeiten und ihre Intelligenz zu teilen, ihr Kapital, all das. Das erfordert natürlich bedeutende Investitionen in riesige Infrastrukturen wie Strassen, Autobahnen, Schienennetze, Flughäfen, digitale Netzwerke und so weiter. Aber ich denke das aus der planetarischen Perspektive aller Nationen, aller Staaten und Regionen. Es wird gut sein für Afrika, die Grenzen zu China, Brasilien, der Türkei, Indien… zu öffnen und zum Ort der Amalgamation zu werden, zur Gemeinschaft der Nationen. Das hat schon immer zur Entstehung grosser Zivilisationen geführt.

TZ: Die Re-zentrierung Afrikas verlangt also eine klare Vision, welche die Verhandlungen der Öffnung leitet. Wäre das eine neue Form von Patriotismus? Sicherlich das falsche Wort, da wir über einen Kontinent reden, aber …

AM: Afri-Politanismus …

TZ: Ok!

AM: Afri-Politanismus hat nichts mit Nationalismus zu tun, noch weniger mit Patriotismus. Es geht dabei darum, das zu ernten, was unsere Stärke ausgemacht hat. In der langen Geschichte der afrikanischen Völker und Gesellschaften ist der Kolonialismus ja nicht mehr als eine Fussnote. Wenn wir diese lange Geschichte anschauen: Was machte unseren Kontinent bewohnbar? Der Umstand, dass Menschen sich bewegen können. Unsere Geschichten, die Geschichten unterschiedlichster ethnischer Gruppen, sind allesamt Geschichten von Migration. Die grundlegenden Mythen der meisten afrikanischen Gesellschaften handeln von Menschen, die irgendwo geboren sind und irgendwo anders hinwandern. Und dieser Vorgang setzt eine Amalgamation und Kooperation von Waren, Gütern und Techniken frei – nach dem Prinzip: Reichtum bedeutet Reichtum an Beziehungen unter Menschen und Dingen [*wealth-in-people*]. Diese Kombination von Dingen und Menschen, die kollektiv agieren, stellt etwas Bewohnbares her. Und das bedeutet ökologische Aushandlungen, Verhandlungen mit der Umwelt. Erst das erlaubt es den Menschen, Teil all dieser Netzwerke von Relationen zu sein, und nicht der/die Beherrschende von allem.

Herrschaft ist ein westliches Konzept: Die Natur unterliegt, alles ist zu unseren Diensten. Afrikanische Tradition handelt von Relationalität. Daher verlangt sie Zirkulation und Offenheit für Vielheiten: Es gibt nicht eine Form von Hochzeit, sondern viele. Dasselbe gilt für Formen der Sexualität. In Sachen Tanz und Musik: Offenheit zur Vielheit. Bewegung und Relationalität waren schon immer die treibenden Kräfte, mit denen afrikanische Gesellschaften ihren Gesellschaftsraum bewohnbar gemacht haben – zumindest bis zum Kolonialismus. Ich spreche nicht von Nationalismus oder Patriotismus. Diese Konzepte haben uns in den Sumpf geführt, in dem wir heute stecken. Es geht

Tim Zulauf

Achille Mbembe am 19. August 2015 in seinem Büro in Johannesburg.

darum, andere Vokabulare zu entwickeln, um den Fluch der Unausweichlichkeit zu brechen, der Teil der neoliberalen Erzählung ist. Es geht darum, wie wir andere Formen von Imagination anregen, die uns zeigen: Es ist nicht unausweichlich, wo wir uns befinden.

Achille Mbembe ist Professor am *Wits Institute for Social and Economic Research* der Universität Johannesburg. Geboren in Kamerun 1957, studierte er Geschichte an der Sorbonne und Politikwissenschaften am *Institut d'Etudes Politiques* in Paris. Nach Professuren in den USA kehrte er 1996 nach Afrika zurück – zuerst nach Dakar im Senegal, dann nach Südafrika, das nach den Apartheid-Jahren seit 1995 demokratisch regiert ist. Im deutschsprachigen Raum ist Mbembe 2013 mit dem Buch «Kritik der schwarzen Vernunft» bekannt geworden. Sein Grundlagenwerk *De la postcolonie. Essai sur l'imagination politique dans l'Afrique contemporaine*, 2000, gilt als zukunftsweisender Beitrag zu den Postcolonial Studies.

WIE KÖNNEN WIR GERECHT SEIN?

Khalid Ahmad

Ist es wichtig, auf welcher politischen Seite ich stehe? Um zu wissen, ob man auf der Seite der Kommunisten, Anarchisten, Sozialdemokraten, Kapitalisten oder der Neuen Liberalen stehen soll, braucht man nicht viel gelesen zu haben. Weder Kafka, Kant, Nietzsche oder Camus noch Freud, Chomsky, Marx, Hegel oder Engels.

Ich stehe auf der Seite der Menschen, die für die Gerechtigkeit sind. Um gerecht zu sein, brauche ich mich nicht in Philosophie oder Ökonomie zu vertiefen. Die Situation ökonomischer Ausbeutung ist auch ganz normalen Menschen klar. Blickt man genau hin, versteht man, wie ungerecht diese Welt ist und wie katastrophal das Leben unter dem kapitalistischen Regime.

Als ich zwölf Jahre alt war, wusste ich nichts von Philosophie. Ich machte mir auch keine Gedanken über die Gerechtigkeit. Aber ich habe gemerkt: Was meine beiden jüngsten Schwestern – damals 10 und 11 Jahre alt – alles machen müssen, ist nicht gut. Sie waren beschäftigt mit unserem sehr grossen Obst- und Gemüsegarten. Sie gärtnerten und ernteten. Sie molken unsere Ziegen, Schafe und Kühe. Sie wuschen für uns alle von Hand die Wäsche, putzten das Haus und kochten das Essen. Und beim Austeilen des Essens gaben sie den Männern, dem Vater und den Brüden, das Beste.

Damals versuchte ich, meine Schwestern darauf aufmerksam zu machen, dass das ihnen gegenüber nicht fair ist, und dass sie damit aufhören sollten. Aber ich schaffte es nicht, sie zu überzeugen. Sie machten so weiter, weil sie so sozialisiert worden waren. Ich konnte diese Ungerechtigkeit nicht dulden und musste mich direkt einmischen, wenn das Essen ausgeteilt wurde. Und ich ignorierte einen Teil meiner eigenen Aufgaben, damit ich mehr Zeit hatte, um meinen Schwestern zu helfen.

Um Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu bemerken, braucht es nicht viel – sondern nur, dass wir uns vom Egoismus distanzieren. Ach, wie schön wäre dies: eine Welt ohne Krieg, ohne Armut, ohne Ausbeutung und ohne Manipulation. Ohne Diskriminierung und Rassismus, ohne Gewalt gegen Frauen, Kinder und alle Menschen.

Dieser Text wurde am 7. Januar 2016 als Winterrede aus dem Erkerfenster des Zentrums Karl der Grosse in Zürich vorgetragen.

UNSERE TRÄUME

Khalid Ahmad

Komm Gefährtin,
wir zünden uns eine Zigarette an
und mit dem Rauch unserer Kippe
malen wir Bilder:
von zerbrochenen Handschellen
von schönen, grossen Kinderspielplätzen
von Parks für Verliebte
von menschenwürdigen Städten
für Betagte
von grünen Feldern, auf denen
Tiere aller Art
zusammen friedlich weiden
von einem weiten blauen Himmel
für die Vögel.
•
Komm Gefährtin,
wir legen unsere Nikotinlippen
aufeinander
und saugen einander das Zyanid
und das Gift
explodierter Chemiebomben
aus den Lungen.
Lass uns umschlungen die Augen
schliessen und träumen:
dass alle kranken und armen Kinder
gesund und wohlauf sind
und die Melodie ihres Lachens so
fröhlich klingt,
dass die Vögel, die Tiere und
wir Menschen dazu tanzen.
•
In unseren Träumen hören wir,
wie die Spatzen schreien:
Gott, warum hast du zugelassen,
dass wir so zerrissen
und zerstückelt werden,
dass du mit deiner ganzen Macht
die Stückchen nicht mehr
vereinen konntest.
•
In unseren Träumen sehen wir,
wie die Babys, die in der Glut
unserer Dörfer verbrannten
aus der Asche erwachen
und mit ihren Müttern
fliegen.
•
Lass uns aufwachen
und kämpfen,
damit unsere Wunschträume
wahr werden!

EINSAMKEIT

Yuan Xin Gao

Ein Tiger hockt in der Ecke meines
Zimmers. Er schweigt, beäugt mich mit
einem bösen und starren Blick.
•
Er lauert auf eine Chance, um sich auf
mich zu stürzen und mich zu fressen.
Er ist immer da. Obwohl ich ihn nicht
sehen kann, kann ich ihn fühlen.
•
Er heisst Einsamkeit. Er ist ein
besonderes Geschenk für uns – eine Art
Wandervogel im fremden Land.

UNSERE KÜCHE IN DER AUTONOMEN SCHULE ZÜRICH

Mitglieder der Arbeitsgruppe Gemeinschaftsleben in der Küche der ASZ

Antoinette Mendy «Mama Afrika»
Übersetzung: Michael Schmitz

Ich heisse Antoinette Mendy oder, wie man mich oft liebevoll nennt: «Mama Afrika». Ich gehöre in der Autonomen Schule Zürich zu einer tollen Arbeitsgruppe mit dem Namen «Gemeinschaftsleben».

Unser Lokal dient als Café, als Küche, aber auch als Lebensraum, mit Esstischen, Stühlen und sogar einem Tischfussball und einem Klavier. Es ist wirklich super!

Unsere Küche ist offen für alle. Man findet hier viel menschliche Wärme und Geselligkeit. Es ist ein Ort des kulturellen Austauschs, welche Hautfarbe du auch immer hast. Man lernt viel von den anderen. Aber vor allem ist es ein Ort des ständigen Elans, der spontanen Solidarität, zusätzlich zu den vertieften Bekanntschaften, die man dort aufrechterhält.

Man sieht hier oft lächelnde Gesichter oder hört ein lautes Auflachen. Ab und zu gibt es wohlwollende Neckereien. Es ist ein Geist von Geselligkeit, wo sich alle Gemeinschaften ohne Unterschied untereinander mischen und in einer guten Atmosphäre zusammen essen.

Wir bilden drei Teams und kochen momentan freiwillig montags, mittwochs und freitags am Abend. Wir bieten unsere kulinarischen Kenntnisse denen an, welche die Schule besuchen, aber auch und vor allem geniessen wir die Freude, anderen mit einer köstlichen Mahlzeit eine Freude zu bereiten, ein «Merci» zu hören, das von Herzen kommt.

In unserer Café-Küche fühlen wir uns wie zu Hause. Dank der Geselligkeit und der Nähe betrachten wir uns ein bisschen wie Brüder und Schwestern, die sich instinktiv miteinander solidarisieren im Falle von irgendwelchen Sorgen oder von Krankheit.

In den verschiedenen Teams des Gemeinschaftslebens sind Männer und Frauen mit gutem Willen, aktiv wie viele andere, damit sich die Autonome Schule Zürich gut entwickelt. Die für das Essen und die Getränke gesammelten Spenden erlauben den Betrieb des Cafés. Sie erlauben aber auch, Personen zu unterstützen, die in Not sind. Wie alle Aktiven sind wir glücklich, bei den Arbeiten mitzumachen, die in unserer wunderbaren Schule anfallen.

SPENDEN SIE FÜR DIE AUTONOME SCHULE ODER WERDEN SIE FÖRDERMITGLIED!

Rund 500 Personen pro Woche nutzen das kostenlose Kursangebot der ASZ. Ermöglicht wird dies durch den grossen freiwilligen Einsatz der Aktivist*innen in der ASZ. Für die Betriebskosten – so etwa auch den Druck dieser Zeitung – sind wir dennoch auf Geldspenden angewiesen.

So erhalten Sie die nächste Ausgabe der Papierlosen Zeitung nach Hause, werden im Lauf des Jahres zu einem Fest an der ASZ eingeladen und über unsere Veranstaltungen informiert. Der Beitrag für die Mitgliedschaft beträgt Fr. 50.- pro Jahr für Einzelpersonen (Fr. 100.- für Institutionen).

Wenn Sie uns unterstützen möchten, dann gern mit dem eingeklebten Einzahlungsschein oder direkt an:
Verein Bildung für alle.
Bitte angeben: Spende oder Fördermitglied.

Vielen Dank für alles!

Verein Bildung für Alle
Alternative Bank ABS, 4601 Olten.
Postkonto: 46-110-7
Konto-Nr.: 306.112.100-00
IBAN: CH83 0839 0030 6112 1000 0

Impressum

Papierlose Zeitung
c/o Verein Bildung für Alle
Postfach 207, 8040 Zürich
info@papierlosezeitung.ch

Alternative Bank ABS – 4601 Olten
Postkonto: 46-110-7
Konto-Nr.: 306.112.100-00
IBAN: CH8308390030611210000

Lektor*innen
Christian Fischer, Dori Sp., Gina Bucher, Hanna Gerig, Katharina Morello, Khusrew Mstafanejad, Jonathan Büchi, Marie Drath, Marlen Saladin, Martina Läubli, Mirjam Läubli, Michael Schmitz, Nadine Wirz, Raphael Jakob, Sharon Saameli, Vreni Zollinger, Younes Bournane

Koordination
Martina Läubli, Michael Schmitz, Sharon Saameli

Grafik
NORM, Zürich

Kostenlos abonnieren

Schicken Sie uns einfach Ihre Postadresse:
Mit dem Webformular unter www.papierlosezeitung.ch/abo, per E-Mail oder per Post.

Frühere Zeitungs-Ausgaben unter: www.papierlosezeitung.ch

DIE CHARTA VON LAMPEDUSA

DIE PRINZIPIEN DER CHARTA VON LAMPEDUSA

- **BEWEGUNGSFREIHEIT**
  DIE CHARTA VON LAMPEDUSA FORDERT BEWEGUNGSFREIHEIT FÜR ALLE MENSCHEN.

- **FREIE WAHL DES AUFENTHALTSORTS**
  ALLE MENSCHEN SOLLEN FREI WÄHLEN KÖNNEN, WO SIE LEBEN MÖCHTEN.

- **BLEIBEFREIHEIT**
  NIEMAND DARF GEZWUNGEN SEIN, DAS LAND SEINER HERKUNFT ODER IHRES AUFENTHALTS GEGEN DEN EIGENEN WILLEN ZU VERLASSEN. ALLE MENSCHEN HABEN DIE FREIHEIT, AN JEDEM ORT DER WELT NACH IHREN VORSTELLUNGEN ZU LEBEN. ALLE MENSCHEN SOLLEN FREIEN ZUGANG ZU SOZIALEN UND POLITISCHEN RECHTEN HABEN.

- **FREIHEIT, DAS EIGENE LEBEN ZU LEBEN**
  WER VERFOLGT WIRD UND SEIN*IHR LAND VERLASSEN MUSS, SOLL SICHER UND UNBÜROKRATISCH IN ANDERE LÄNDER EINREISEN DÜRFEN. ER*SIE SOLL DEN WOHNORT UND DAS EIGENE SOZIO-KULTURELLE UMFELD FREI WÄHLEN KÖNNEN.

- **FREIHEIT DER PERSON**
  KEIN MENSCH DARF INHAFTIERT WERDEN, WENN SIE*ER DAS GRUNDRECHT AUF BEWEGUNGSFREIHEIT WAHRNIMMT.

- **FREIHEIT ZUM WIDERSTAND**
  JEDER MENSCH HAT DAS RECHT UND DIE PFLICHT, SICH GEGEN UNGERECHTIGKEIT AUFZULEHNEN SOWIE UNGERECHTE ANORDNUNGEN NICHT ZU BEFOLGEN.

WWW.LACARTADILAMPEDUSA.ORG

Die Charta von Lampedusa

Die Charta von Lampedusa wurde zwischen dem 31. Januar und dem 2. Februar 2014 bei einem Treffen von verschiedenen Organisationen, NGOs, Gruppen und Menschen auf Lampedusa gemeinsam formuliert und verabschiedet. Die Unterzeichner*innen stehen hinter den Grundsätzen der Charta von Lampedusa und treten dafür ein, dass Menschen nach den darin formulierten Prinzipien leben können. Die Autonome Schule Zürich hat die Charta als ihr politisches Programm akzeptiert.

Die Charta von Lampedusa ist weder eine Gesetzesvorlage noch eine Aufforderung an Staaten und Regierungen. Sie ist Recht von unten, das auf der ganzen Welt geltend gemacht werden soll.

Die gegenwärtige Migrationspolitik produziert Ungleichheit und Ausbeutung. Insbesondere gilt dies für die Europäische Union (EU) und für Länder wie die Schweiz, die de facto Teil des europäischen Migrationsregimes sind. Dieses Regime unterscheidet zwischen den Menschen, die das Recht haben, sich frei zu bewegen, und denjenigen, denen dieses Recht verweigert wird.

Die Charta von Lampedusa fordert ein vollständiges wirtschaftliches, politisches, rechtliches und kulturelles Umdenken. Eine solche Kehrtwende beginnt mit dem Aufbau einer alternativen Vision: Freiheit und Lebensperspektiven für alle Menschen, unabhängig von Nationalität und Herkunft. Wir alle bilden gemeinsam die Bevölkerung dieser Erde. Die Verschiedenheit der Menschen soll uns nicht trennen, sondern die globale Lebenswirklichkeit bereichern.

KURSPROGRAMME, VERANSTALTUNGEN UND NEUIGKEITEN DER ASZ

www.bildung-fuer-alle.ch www.facebook.com/AutonomeSchuleZh (Twitter) @aszbfa